E. J. Voskamp,

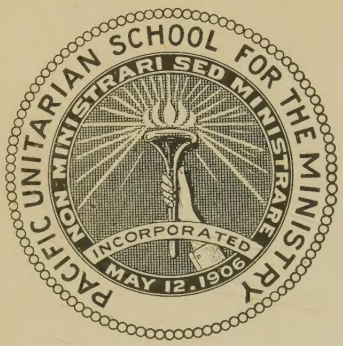
Chinesischer Kriegsgott.

Zerstörende und aufbauende Mächte in China.

BV
3415
V67
1898
GTU
Storage

Berlin 1898.

lung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.



BERKELEY, CALIFORNIA

THE GIFT OF

HERMAN KOEPP

H. Köpp

Hermann Köpp
Berlin N.O.
Georgenkirchstr. 70.

Chineſiſche Götzen.

Zerstörende und aufbauende Mächte in China.

Von

C. J. Voskamp,

Missionar der Berliner Missionsgesellschaft in China.

GRADUATE THEOLOGICAL UNION
LIBRARY
1962

Berlin 1898.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft,
NO 43, Friedenstraße 9.

BV
3415
V67
1898

643.412
V927z

Man hat die Chinesen, nicht mit Unrecht, das älteste, zahlreichste, abgeschlossenste und am wenigsten verstandene Volk der Erde genannt.

China ist anderthalbmal so groß wie ganz Europa und bedeckt etwa ein Drittel des asiatischen Kontinents. Hier in diesem gewaltigen, ostasiatischen Lande, das zu den reichsten der Erde gehört, lebt das Volk seit der Zeit Abrahams bis heute und hat durch alle Zeitläufte seine eigentümliche Nationalität bewahrt. Seine Litteratur datiert zurück bis vor die Auswanderung Jakobs und seiner Söhne nach Ägypten. In seinem ältesten geschichtlichen Werke, im Schuking, werden uns Thatsachen erzählt, die sich 2300 Jahre vor Christi Geburt ereigneten. Nach der biblischen Rechnung war — um ein Beispiel anzuführen — die Sündflut 2348 vor Christi Geburt, nach chinesischer Chronologie war die große Flut unter den Kaisern Nyau und Schun 2293 — eine unerhebliche Differenz von 55 Jahren. Der Chinese vergißt niemals, auch nur für einen Augenblick, den Gedanken, dem Napoleon Worte gab, als er auf die Pyramiden zeigte und seinen Soldaten zurief: „40 Jahrhunderte sehen auf euch herab!" Das Argument, das China immer wieder anführt, sobald Reformen eingeführt werden sollen, entbehrt darum auch nicht der Weisheit: „Wir haben Jahrtausenden widerstanden, wir bedürfen keines Wechsels." Es ist übrigens die instinktive Furcht vor Auflösung und Zerfall, die dieses konservativeste Volk der Erde abhält, sich den neuen Ideen zu öffnen.

Was die Einwohnerzahl in diesem menschenüberfüllten Lande anbetrifft, so geben die Leute dieselbe nach ihrem Temperament verschieden an. Es ist bemerkt worden, das Zählen dieser Völkermassen in den 21 Provinzen des gewaltigen Landes erinnere an jenen Mann, der einen Mückenschwarm zählen wollte, dann

927

müde wurde und anfing, zu schätzen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die wirkliche Bevölkerungsziffer zwischen 350 und 430 Millionen schwankt. Bei der letzten Volkszählung der Welt suchte man das Interesse und die Hülfe Li-hung-tschangs dafür zu gewinnen. Li versprach, beim Kaiser Kong-si dahin zu wirken, daß eine genaue Volkszählung in den chinesischen Provinzen angeordnet würde. Der Herrscher des Drachenthrones war anfangs geneigt, eine abschlägige Antwort zu geben, da er nicht recht einsehen könne, warum sich die Fremden in seine häuslichen Angelegenheiten mischen wollten. Als Li ihm entgegnete, daß China, falls es auf dem Niveau der Länder des Westens stehen wollte, wo Volkszählungen an der Tagesordnung wären, nicht zurückstehen könne, gab Kong-si endlich seine Einwilligung. Ein Edikt ging an die Satrapen, die Satrapen sandten ihre Befehle an die Bezirksmandarine, diese ließen die Ortsvorsteher und die Häupter der Clans zu sich kommen — und letztere gaben eine kleinere Zahl von „Essern" an, da sie neue Steuern und Abgaben fürchteten. Immerhin kann man nach Einfügung dieser Verminderungsrate feststellen, daß unter den 1700 Millionen Menschen, die am Ende des Jahrhunderts auf dem Erdboden wohnen sollen, China zu dieser Ziffer nicht weniger als 425 Millionen Seelen beiträgt, und zwar haben die 18 Provinzen des eigentlichen China 390 Millionen, während die Mandschurei, das Stammland des chinesischen Herrscherhauses, mit seinen 3 Provinzen ca. 35 Millionen Menschen zählt.

Um sich klar zu machen, was 425 Millionen Menschen bedeuten, vergegenwärtige man sich, daß, wenn diese Menschenscharen an uns vorüberwandern würden in Reihen von je fünf Menschen Tiefe, wir 6 bis 7 Jahre Tag und Nacht zu warten hätten, bis der letzte Chinese an uns vorübergezogen wäre. Welch eine dunkle Heidenschar! Und wohin wandern sie? Paulus sagt von den Heiden: „Sie wandeln in der Eitelkeit ihres Sinnes, ihr Verstand ist verfinstert, sie sind entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist, durch die Unwissenheit, so in ihnen ist, durch die Blindheit ihres Herzens." In dieser furchtbaren Gottesferne wandert und wallt dieses größte Heidenvolk der Erde! —

Über die Abgeschlossenheit Chinas ist zu sagen, daß das Land dem fremden Handel und Wandel noch nicht in dem Maße

geöffnet ist wie die europäischen Länder. Die fremden Kaufleute können in den Vertragshäfen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte von sechs auf einige zwanzig gewachsen sind, ihre Handelshäuser errichten. Kein europäischer Kaufmann darf im Innern des Landes Handel treiben, die Einfuhr von fremden Waren wird durch zahllose Privatzollhäuser gehemmt. Nur die Missionare haben das Recht, im Innern zu wohnen, Kapellen zu errichten und das Evangelium zu predigen, ein Recht, das von der chinesischen Regierung nur mit äußerstem Widerstreben anerkannt und auf alle mögliche Weise gehindert wird. Es ist erwiesen, daß die Zerstörung von Missionsstationen und Ermordung von Missionaren auf geheime Befehle der Satrapen in den Provinzen sowie auf die in Millionen von Exemplaren verbreiteten christenfeindlichen Pamphlete hochgestellter Mandarinen, wie z. B. des berüchtigten Tau-Han, zurückzuführen sind. „Schafft das Opium und die Missionare aus dem Lande", war der Ruf eines dem kaiserlichen Throne am nächsten stehenden Chinesen. Die Besitztitel der von der Mission im Innern des Landes erworbenen Häuser und Grundstücke werden nur als „Eigentum der chinesischen Christengemeinde" gestempelt. Dem Verlangen des Auswärtigen Amtes in Peking, des Tsung-li-Nga-mun, daß vor der Erwerbung von Grundbesitz durch Missionare dem Ortsmandarin Anzeige zu machen sei, hat die Kaiserlich-Deutsche Gesandtschaft in Peking bisher stets erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt, in dem richtigen Gefühl, daß bei vorheriger Anzeige jede Erwerbung verhindert werden würde. Chinesen, die Haus und Hof an die Mission verkauft haben, sind gefoltert worden und haben jahrelang in den schrecklichen chinesischen Kerkern schmachten müssen.

Was endlich die Behauptung anbetrifft, China sei das am wenigsten verstandene Volk der Erde, so sei an ein Wort Max Müllers in Oxford, des berühmten Herausgebers der „Heiligen Bücher des Ostens", erinnert, der da sagt: „Sehr wenige Menschen in den Abendländern haben eine genaue Idee von dem chinesischen Reich, seiner Größe, dem Charakter seiner Bewohner und der Stärke seiner Zivilisation. Den meisten ist der Chinese — nur ein Witz!" Manche Beschreibungen der Chinesen erinnern in der That an die jenes Engländers, der nach Frankreich kam, im ersten Hotel auf französischem Boden einen Kellner sah, der stotterte und rote Haare hatte, und infolgedessen in sein Tagebuch

schrieb: „Die Bewohner dieses Landes haben rote Haare und stottern.“ Unser Urteil über die Chinesen ist mindestens ebenso richtig, wie das der Chinesen über uns, die uns samt und sonders für „rotborstige Barbaren“ erklären. Man verbindet mit dem Begriff des Chinesen eine Erscheinung, die aus Pfiffigkeit, Schlauheit, Geriebenheit, Schlitzaugen und langem Zopf zusammengesetzt ist, in Seide einherrauscht, Ratten und Mäuse ißt, Opium raucht und Thee trinkt. — Es giebt sogar Leute, die in den Chinesen die Nachkommen des ersten Brudermörders Kain erkennen wollen!

China bietet wie Europa das Bild eines Völkergemenges dar, das die verschiedensten Mundarten spricht. So wenig man zu sagen pflegt, dieser Mensch spricht europäisch, so wenig dürfte man sagen, dieser spricht chinesisch. Zwei Chinesen sprechen mit einander chinesisch und können sich doch nicht verständigen. Es giebt eben in China viele Sprachen, die gesprochen und nicht geschrieben und eine einzige, die geschrieben und nicht gesprochen wird. Die ersteren zerfallen in Mandarin, Hakka, Hoklau und Puntichinesisch, sowie in zahllose Mischdialekte, Sprachen und Idiome, die verschieden sind wie das Deutsche vom Spanischen. Die Schriftsprache ist die große Einheitssprache, die, in starre Zeichen gebannt, von den Grenzen der Mongolei bis Kanton und von den Küstenprovinzen bis an die Grenzen Szschuans und des goldreichen Yünuans verstanden wird. Man macht sich die Allgemeinheit und Verständlichkeit dieser Schriftsprache am besten klar an den Zahlen 1, 2, 3, 4 u. s. w., die von allen Völkern Europas verschieden ausgesprochen und doch verstanden werden. — Diese chinesischen Zeichen besitzen unleugbar eine Schönheit in sich, sie bieten auch eine große Verschiedenheit dar, sind aber nicht sehr geeignet, um neue Ideen auszudrücken.

Man hat gemeint, diese Allgemeinheit der Schriftsprache, die Leichtigkeit, mit der Gedrucktes in ganz China verbreitet werden könne, mache diese Sprache zu einem vorzüglichen Mittel, um das Evangelium bis in die entferntesten Winkel des Reiches zu tragen; es ist ja auch ein großartiger Gedanke, daß durch eine einzige Übersetzung die Bibel 400 Millionen Menschen zugänglich gemacht werden kann. Allein auf der andern Seite muß doch gesagt werden, daß diese Schriftsprache ein völliges, allgemeines Verständnis der heiligen Schrift eher hindert als fördert. Sie

Chineſiſcher Kriegsgott.

ist schwer zu lernen, nicht nur für Europäer, sondern auch für Chinesen. Man hat scherzhaft gemeint, wer sie sich völlig aneignen wolle, müsse dazu den Blick eines Adlers, das Gedächtnis eines Engels und das Alter eines Methusalem haben. Einer erklärte sie in halber Verzweiflung für das verabscheuungswürdigste Produkt der babylonischen Sprachverwirrung. Jeder Missionar und Konsul lernt nach seiner Begabung mehr oder weniger von dieser Sprache, manche bringen es in der Beherrschung der chinesischen Zeichen ziemlich weit, aber kaum einer der in China ansässigen Europäer vermag sich mit eigenem Pinsel stilgerecht in dieser Sprache auszudrücken. Jeder, der in China litterarisch thätig ist, kann die Hülfe eines chinesischen Litteraten und Schreibers nicht entbehren. Wenn aber die chinesischen Schriftzeichen schwer zu erlernen sind, so ist die Schriftsprache wegen ihrer Kürze und Gedrungenheit noch schwerer zu verstehen. Jeder chinesische Prediger und europäische Missionar liest den Text aus seiner Bibel vor, und diesen Text übersetzt er mehr oder weniger klar, mehr oder weniger genau, mit unvermeidlichen Zusätzen und Abschwächungen, in die allen verständliche Umgangssprache, die mancher Missionar allerdings beherrscht „wie seine Muttersprache", da sonst das Gelesene dem Zuhörer unverständlich ist, wie ein griechischer Satz den Zuhörern einer deutschen Dorfkirche. Es ist Thatsache, daß die chinesischen Christen hinter den Eingeborenen der Fidji-Inseln und Neu-Hebriden zurückbleiben, weil vielfach ihr dummer Stolz es nicht zuläßt, daß anstatt der chinesischen Hieroglyphen die romanisierte Schreibweise überall eingeführt wird.

Es ist erstaunlich, daß diese Menschenmassen unter einem Herrscher vereinigt sind. Daß in diesem größten Völkerbeherrscher der Welt etwas von dem Stolz eines Nebukadnezar lebt, ist verständlich. Der Kaiser von China und der Papst beanspruchen Mitregenten des Himmels, Statthalter Gottes zu sein, die die Beschlüsse desselben der ganzen Welt zu verkündigen haben, und diese beiden Herrscher übertreffen sich gegenseitig in der Arroganz der Titel. — Nur den Titel „Heiliger" hat der chinesische Kaiser Phin-ti (Friedenskönig) aus der Dynastie Hon, der zur Zeit der Geburt des Heilandes in China herrschte, aus der langen Liste seiner Namen streichen lassen. Die chinesischen astronomischen Tafeln berichten uns nämlich, daß im Anfang seiner Regierung

ein neuer Stern aufgegangen sei, der 70 Tage am Himmel leuchtete. Der Kaiser und seine Gewaltigen erschraken bei seinem Anblick. Man fürchtete das Hereinbrechen großer Nöte über China. Der Kaiser demütigte sich und that Buße, wie mancher seiner Vorgänger bei ähnlichen Anlässen sich gedemütigt und Buße gethan hat. — Die heutige Dynastie, die Tsiu-Dynastie, ist eine mandschurische. Im Jahre 1664 zogen die tungusischen Tartaren, die Mandschu, aus ihren Steppen über die Grenzen des großen chinesischen Reiches, vertrieben die Ming-Dynastie und setzten ihren eigenen Häuptling auf den uralten Thron. Wie die kriegerischen Römer durch die mehr verfeinerten und kultivierten Griechen beeinflußt wurden, so die rauhen Mandschu durch die Zivilisation und Litteratur Chinas. Auch darin gleichen die Mandschus den Römern, daß sie die tüchtigsten und fähigsten Männer aus der besiegten Rasse zu wählen wissen und dieselben an die Spitze der Provinzen stellen. — China zählt 24 Königsgeschlechter mit 243 zum Teil hervorragenden Herrschern, die an weitem Blick, Thatkraft und hervorragenden Herrschertugenden den Vergleich mit unsern berühmtesten Königen und Kaisern aushalten können. Man muß es verstehen, warum dieses große, heidnische Volk so langsam sich dem Einfluß von außen hingiebt. Es hat eine lange, glorreiche Geschichte, eine unermeßliche Litteratur, die in den 40 Jahrhunderten sich aufgehäuft hat. Ein Katalog aller in die Kaiserliche Bibliothek zu Peking aufgenommenen Bücher ist für ca. 150 Mark in den großen Buchläden Kantons zu haben. China hat eine lange Reihe von hochberühmten Weisen, Staatsmännern, Gelehrten, Poeten, Rednern und Philosophen. Auch die Zahl der berühmten Dichterinnen und Schriftstellerinnen ist nicht gering. Es hat wohleingerichtete Institutionen, alle Regierungsformen sind durchgeprobt — selbst der Kommunismus unserer heutigen Socialdemokratie wurde eingeführt und endete mit einem völligen Bankerott! Man mag über das Mandarinentum spotten, aber dennoch ist die Regierungs-Maschine bewunderungswürdig. Ich sage, China ist sehr, sehr spröde, sich dem Einfluß eines Volkes hinzugeben, das erst, wie es sich ausdrückt, seit gestern ist, das noch in Felle sich hüllte, als der Chinese schon in Seide sich kleidete, ein Volk, das in China so oft und so schwer gegen die alten Sittengebote Chinas, die der Ruhm und der Stolz dieses großen, asiatischen Reiches

sind, sich versündigt hat. Es ist durchaus falsch, China unsere Zivilisation aufzudrängen. Es empfindet dieses Verlangen einiger Heißsporne als eben dieselbe Beleidigung, wie wir es empfinden würden, wenn uns zugemutet würde, den chinesischen Zopf anzunehmen.

Und trotz aller seiner vieltausendjährigen Kultur ist das chinesische Volk ein armes, finsteres, den Dämonen und gröbstem Aberglauben verfallenes Volk. Es hat den höchsten Grad der Entwickelung erreicht und dann ist es stehen geblieben. Man hat es mit Lots Weib verglichen. Rückwärts blickend in die Vergangenheit ist es versteinert. Alle gewaltigen Gaben und Kräfte, die Gott in dieses Volk gelegt, sind ausgewirkt, und doch hat es das Heil nicht gefunden. Gott hat China zum Exempel der Welt gesetzt, wie weit ein Volk es bringen kann ohne Hülfe des Geistes. Darum hat Gott diese Heiden ihre eigenen Wege gehen lassen, darum hat er diese Menschen ihren langen Traum träumen lassen, weil er zeigen wollte, was sie durch eigene Kraft vermögen. Erst mußte das Heidentum alle Möglichkeiten erschöpfen, damit offenbar werde, daß das stille Licht, welches in die Tiefen des Gewissens scheint, allein Macht und Herrlichkeit habe. China hatte Jahrtausende Zeit, daß es Gott suchen sollte, ob es doch ihn suchen und finden möchte — und hat ihn nicht gefunden. Der Konfutianismus hatte wahrlich reichlich Gelegenheit, seine letzten Resultate auszuwirken, und das Ergebnis ist das heutige China!

Aus den beiden trüben Quellen des Heidentums, die uns Paulus Röm. 1, 21 nennt, sind unaussprechliche Sünden und Laster geflossen. Zerstörende Mächte arbeiten unausgesetzt an der gänzlichen Auflösung des Chinesenvolkes. China bedarf so sehr des Evangeliums, ohne welches jedes Volk stirbt und verdirbt.

Wenn von zerstörenden, zersetzenden Mächten im chinesischen Volksleben die Rede ist, so haben dieselben ihren tiefsten Grund in der totalen Gottvergessenheit und völligen Weltbesessenheit, die jedes Heidentum, aber besonders das chinesische, kennzeichnet. Götzen, Geister, Ahnen und Totendienst saugen die besten Kräfte aus dem Volk und ruinieren es an Leib und Seele. Wenn einige dieser unheimlichen Mächte genannt sein sollen, die besonders in dem chinesischen Volksleben wirksam sind, so sind es hauptsächlich: das Laster des Opiumrauchens, die Spielsucht, die Polygamie

(Vielweiberei) und die damit verwandten Übel, Grausamkeit, Unwahrheit, Ungerechtigkeit und das, was man unter der Bevölkerung die gefährliche Menschenklasse nennt. Die Natur dieser Übel und zugleich ihre verderblichen Wirkungen will ich in Kürze schildern.

Opium wird durch Einschnitte in die halbreife Mohnkapsel gewonnen. Der weißliche Saft wird jeden Morgen gesammelt, gekocht und zu einer dicken, schwarzen Masse bereitet. Der Opiumraucher liegt auf seiner Matte lang ausgestreckt und nimmt eine Pfeife, die an der Seite einen der Mohnkapsel ähnlichen Kopf mit kleiner Öffnung hat. In diese Öffnung bringt er vermittelst einer Art Stricknadel, die er in die Opiummasse getaucht und an der Flamme seines Opiumlämpchens geglüht hat, das erbsengroße Stück Opium. Dann hält er die Pfeife über sein kleines Lämpchen und zieht unter einem gurgelnden Geräusch den tödlichen Dampf ein, den er nach geraumer Zeit ausstößt. Dies wiederholt er so lange, bis er halb betäubt ist. Sein Gesicht ist gerötet, und die Augen fangen zu glühen an wie bei einem hochgradigen Fieber. Er empfindet ein wohliges Gefühl, alle Schwere des Körpers, alle Not, allen Schmerz hat er unter sich, liebliche Bilder umgaukeln ihn. Das Gift wirkt zunächst anregend, erleichternd, schmerzstillend. Das Seelenleben und die Körperkräfte werden erhöht, ein unendliches Gefühl der Frische und Gesundheit durchströmt den Leib. Aber bald wird es ein Kämpfen und Ringen, um die todbringenden Wirkungen des Giftes zurückzudrängen, und jeder Kampf endet mit einer größeren Niederlage. Er kämpft und ringt wie Laokoon mit den Schlangen, deren Umarmungen immer höher steigen, das Opfer immer fester schnüren, bis sie es erstickt haben.

Das Spielen mit dem Gift wird zu einem brennenden, wahnsinnigen Verlangen, einem Verlangen, das gestillt werden muß. Weib und Kind, Hab und Gut, alles wird verkauft, um diesen Durst, der nach den übereinstimmenden Berichten ganz entsetzlich sein muß, zu stillen. Es giebt nichts, was einen Menschen an Leib und Seele so aushöhlt, wie dieses Gift, was so die edelsten Anlagen im Menschen aufs ärgste verwüstet. Oft saß ich tagelang auf meinen Missionsreisen zwischen solchen Opiumrauchern in dem dumpfen, niedrigen Schiffsraume der Dschunken. Ich habe diesen abgemagerten Menschen mit den totenfahlen Gesichtern, dem entsetzlich stieren Blick gepredigt. Sie hören

willig zu, — der Opiumraucher wird ein total willensloser Mensch — sie versprechen alles. Aber dann steigt wieder das wahnsinnige Verlangen auf, im Innern brennt das höllische Feuer, die unheimliche Faust streckt sich herauf aus der Tiefe und reißt ihr Opfer hinab. Nach einem Spruch der Chinesen zerstört Opium fünf Dinge: den guten Ruf, die Tugend, die geistigen Fähigkeiten, die Keuschheit und das lange Leben.

Wenn ich des Nachts in solchem halbfinstern Schiffsraum aus dem Schlafe fuhr, so brannte vor dem Schiffsgötzen das ewige Licht, auf den Matten lagen die Mitpassagiere, zehn, zwanzig der kleinen Opiumlämpchen leuchteten auf wie Irrlichter über einem Sumpf, ich hörte die gurgelnden Töne der Opiumpfeifen, und der süßliche Dampf des Opiums legte sich betäubend, einschläfernd auf meine Sinne. — Auch Frauen ergeben sich dem Genuß des Opiums. In manchen Gegenden rauchen von 100 Männern ca. 80, von 100 Frauen ca. 40 bis 50 Opium. Wenn das Kind an der welken Brust der Mutter, die auf der Matte liegt und gierig an der langen Opiumpfeife schlürft, keine Nahrung mehr findet und kläglich schreit, so bläst ihm die entartete Mutter etwas Opiumdampf in das geöffnete Mündchen, um es zu beruhigen. Und das Kind wird ruhig. — Immer mehr greift das Laster um sich, immer mehr Reisfelder werden in Mohnfelder umgewandelt. Es giebt keine Provinz, in der nicht Mohn angebaut wird. Man hält das indische Opium für stärker als das einheimische und vergleicht das letztere mit einem Holzfeuer und das erstere mit einem Kohlenfeuer. In den meisten Märkten, die ich besucht habe, gab es mehr Opium- als Reisläden. Jedes Schiff, das aus Indien kommt, führt Kisten mit Opium in seinen Tiefen. Aus China gehen nach der letzten Statistik als Bezahlung für indisches Opium — das Regierungsmonopol der Engländer — ca. 90 Millionen Mark.

Wenn auch der Kaiser Thau-kong, dessen beide Söhne durch Opium ruiniert waren, mit Thränen in den Augen ausrief: „Fern sei es von mir, daß ich aus dem Unglück meines Volkes Nutzen ziehe“, so ist der Opiumgenuß für das große Volk eine Notwendigkeit geworden, an der es krankt und zu Grunde geht.

Bis in den letzten Winkel Chinas ist diese „Pest Asiens“, wie man das Opium genannt hat, gedrungen. Und wollte Gott, das englische Volk ermannte sich endlich, um sich und China zu

reinigen von diesem Fluch, damit nicht von Heiden immer Christentum und Opium als „Jesus-Gift“ in Verbindung gesetzt werde und endlich aus dieser Todessaat eine blutige Ernte entstehe.

Manche dieser armen Sklaven sind durch Gottes Gnade freigeworden von den höllischen Banden, aber doch denke ich mit Sorgen und Bangen an diese Geretteten, ob sie auch Stand halten, wenn die furchtbare Stunde der Versuchung über sie kommt.

Eine andere zerstörende Macht ist die **Spielleidenschaft** der Chinesen. Ein größerer Marktort in China scheint nur aus Spielhäusern, Opiumhöhlen und Reisläden zu bestehen. Aus dem Gewirr der niedrigen Gebäude und der engen, schmutzigen Straßen ragt der Pfandhausturm hervor. Hier versetzt der Chinese seinen Rock vom Leibe, um die wenigen schmutzigen Kupfermünzen zu bekommen, mit denen er sich an dem allerwärts getriebenen Hazardspiel beteiligen kann. In Gruppen sitzen die Männer zusammen mit aufgebunden Zöpfen und erinnern an den Vers:

Wenn sie nicht hören, sprechen, fühlen,
Nicht sehn, was thun sie dann? Sie spielen.

Urplötzlich fährt aber aus dieser Gruppe von stummen Spielern mit den gierigen Blicken ein Wortwechsel auf, und mit geröteten Gesichtern und geballten Fäusten stürzen sie aufeinander los. — Alles spielt in China: Männer und Frauen, Greise und Kinder. Jeder Obst- und Zuckersachenhändler hat Würfel und Glücksrädchen, durch welches Kinder zum Spiel verleitet werden. Bei einem Pfennig Einsatz kann ein Kind für zwei Pfennig gewinnen, oder es verliert seinen Pfennig. Bei den großen Staatsexaminibus, die 15, oft 20 tausend Studenten in den Bezirks- und Provinzialstädten sammeln, von denen ca. 120 das Examen bestehen, wettet man bei hohen Einsätzen um die Familiennamen derer, die durchs Examen kommen, wie man bei einem Pferderennen wettet. — Auf den freien Plätzen Kantons sieht man oft einen großen Menschenkreis. Man vermutet irgend einen geschickten Taschenspieler oder einen Balladenerzähler und Possenreißer da zu sehen. Aber siehe da, in der Mitte liegt ein sterbender Bettler, dessen Todeskämpfe noch von den Witzen der Umstehenden begleitet werden. Keine mitleidige Hand streckt sich nach ihm aus. Nun noch ein letztes Rucken und Zucken, und der Mann ist tot. Doch was ist das? Da laufen Leute herzu und neigen und verbeugen sich vor dem Toten, stellen ein Totenopfer auf und zünden Räucher-

Chineſiſche Spieler.

stäbchen an. Es sind Spieler, welche die Hülfe des nun mächtig gewordenen Geistes des toten Bettlers für ihr Spiel in der Spielhölle erbitten wollen.

Diese Spielwut übt einen äußerst verderblichen Einfluß auf den Volkscharakter aus und ist ein mächtiges Hindernis gegen die Ausbreitung des Evangeliums. Kein Land ist daher auch so reich an Bettlern und Vagabunden. Die Landstraßen wimmeln von Herumtreibern, die Haus und Hof verspielt haben, von hungrigen Opiumrauchern, in deren Augen der wahnsinnige Durst nach dem Gift glüht, von entlassenen Soldaten, die in ihrem öden Lagerleben nichts weiter trieben als Spielen und Opiumrauchen. In unruhigen Zeiten, in den Tagen des Aufruhrs, bei Hausbränden, bei Angriffen auf eine Missionsstation ballen sich alle diese Elemente zu ungeheuren Menschenmassen zusammen, die raubend und plündernd, zerstörend und verwüstend beim Herannahen der bewaffneten Macht nach allen Richtungen auseinanderfahren.

Daß in diesem asiatischen Volke eine kalte, unheimliche **Grausamkeit** herrscht, ist bekannt. Es hat so recht seine Freude am Quälen. Viele seiner alten Kaiser und Könige waren Ungeheuer an Grausamkeit. Die Gleichgültigkeit und Grausamkeit, mit der neugeborne Kinder von den Schwiegermüttern, oft auch von den eigenen Müttern getötet werden, empört aufs tiefste ein Christenherz. Der finstere Aberglaube sieht in dem neugebornen Mädchen einen bösen Geist, der den sehnlich erwarteten Sohn verdrängt, welcher später am Grabe des Vaters die Totenopfer darbringen muß, damit der Vater nicht als hungriger Geist umherirre. Die Mandarinen erlassen von Zeit zu Zeit in väterlicher Liebe und Barmherzigkeit eine Proklamation gegen diesen „Unfug", erinnern auch poetisch daran, daß „selbst der wilde Geier brütet seine Eier", sowie daß die Tigerin ihre Jungen füttert, aber sonst bleibt es bei der lieben, alten Sitte. — Ich wohnte nur einmal der Folterung von Verbrechern bei und ziehe es vor, nie wieder hinzugehen. — Auf meinen Missionsreisen sah ich oft die abgehauenen Räuberköpfe zur Beruhigung der Gemüter ausgestellt. Man hatte den Zopf des Schächers um einen Ast geschlungen und ließ den Kopf frei hängen. — Die Mittel, die man gebraucht, um die Angeklagten zum Geständnis zu zwingen, machen der wilden Bestie im Menschen alle Ehre.

Die dunklen, feuchten Gefängnisse der Chinesen erscheinen jedem, welcher sie besucht, wie Vorhöfe der Hölle. Den halb verwilderten, krumm gefolterten Geschöpfen, die sie bevölkern, ist der Tod eine Erlösung. Sie bilden auch das nötige Material für die Massen-Hinrichtungen, welche nach Tagen des Aufruhrs oder bei Ermordungen von Missionaren vollzogen werden müssen. Der Beamte meldet dann in tiefster Ergebenheit, daß die Häupter der Rebellion und die wirklichen Thäter ergriffen und bestraft seien. — Langsame Zerstückelung der Vater- und Muttermörder und die furchtbare Todesart des Kreuzigens sind die härtesten Strafen. Sie erfüllen vollkommen das grausame Wort der Chinesen: „Wenn du sterben willst, so laß ich dich nicht sterben, wenn du leben willst, so laß ich dich nicht leben.“ Im letzten Kriege gegen Japan wurde ein chinesischer General aufgefordert, etwas für die Verwundeten auf dem Schlachtfelde zu thun. Er antwortete: „Was thue ich mit verwundeten Menschen. Je eher sie sterben, desto besser. China hat Menschen genug.“

Li-hung-tschang ließ aus den von der Hungersnot heimgesuchten Distrikten seiner Provinz noch Reis ausführen. Die Soldaten eskortierten die Reisfuhren durch die Dörfer und Städte, und das Volk lag am Wege, hungerte und starb. China hat ja Menschen genug. — Derselbe Li beklagt europäischen Besuchern gegenüber mit Thränen in den Augen das Elend, welches durch das Opium über China gebracht sei, und in seiner Provinz wird am meisten Opium angebaut. So hoch ihn die fremden Völker geehrt haben, so tief verabscheut ihn sein eigenes Volk.

Eine andere zerstörende Macht ist die **Unwahrheit.** Was jener Häuptling einer Südseeinsel von sich und seinem Volke sagte: „Sobald wir den Mund öffnen, wird eine Lüge geboren“ — das gilt auch von den Chinesen. Mancher hat bitter geurteilt: „Die Chinesen sind weder fähig, die Wahrheit zu reden, noch an die Wahrheit zu glauben.“ — Das gegenseitige Vertrauen ist geschwunden in China. Als Konfutius gefragt wurde, welches die Bedingungen des Aufblühens eines Volkes wären, antwortete er: „Dreierlei ist nötig. Es muß genügend Nahrung vorhanden sein, volles Vertrauen des Volkes zu seinen Herrschern und ein wohldisziplin iertes Heer.“ Gefragt, welches von diesen das wichtigste sei, erwiderte er: „Nehmt die Truppen weg,“ dann: „Nehmt

die Nahrung weg, denn seit Alters müssen die Menschen sterben, aber ein Volk ohne Vertrauen kann nicht bestehen." Nun, dieses Vertrauen fehlt eben gänzlich in China. — Man hat gesagt, die Menschen beargwöhnen sich gegenseitig aus zwei Gründen: erstens, weil sie sich nicht kennen und zweitens, weil sie sich kennen. Bei den Chinesen trifft das vollständig zu. — Wenn man einen Europäer Lügner nennen wollte, so würde das die Zornröte in sein Angesicht treiben. Bei dem Chinesen erhebt sich kein solches Gefühl der Entwürdigung. Er verneigt sich lächelnd und sagt: „Ich würde nicht wagen, Ew. Hochwohlgeboren zu hintergehen." — Die Gerichtshöfe sind Brutstätten der Lüge und Ungerechtigkeit. Die höchsten Beamten haben kein Ehrgefühl in diesem Sinne. Ich sah einen Abschnitt aus irgend einem Vertrage Chinas mit einer auswärtigen Macht. Derselbe konnte auf zweierlei Weise richtig übersetzt werden, und beide Übersetzungen widersprachen sich völlig. — Selbst der Eid hat nichts Bindendes. Merkwürdigerweise ist das chinesische Zeichen für Eid aus zwei Zeichen zusammengesetzt, von denen das obere Zeichen „Wort" und das untere Zeichen „brechen" bedeutet. — Kein chinesischer Ladenbesitzer würde die Inschrift an seinem Laden anbringen: „Feste Preise." Seine Inschrift würde lauten: „Die Preise richten sich nach dem Charakter meiner Kunden." Er versucht sofort an dem Gebaren des eintretenden Käufers den Charakter desselben festzustellen, ob derselbe leichtgläubig ist oder langsam prüft, und darnach bestimmt er den Preis. Die Beredsamkeit, Ausdruckskraft und das Minenspiel, das der bezopfte Händler sowohl als sein Kunde bei solchen Gelegenheiten dann in Anwendung bringen, ist für einen Abendländer ganz erstaunlich. Citate aus den konfutianischen Klassikern, leidenschaftliche Ausrufungen an die Umstehenden, Beweisgründe, welche sich auf Gerechtigkeit und Vernunft gründen sollen, kurz Himmel und Erde, alles wird in Bewegung gesetzt, wo es sich um die Zahlung eines Pfennigs handelt. Ein jeder versucht den andern zu betrügen, und häufig kommt es vor, daß jeder erfolgreich ist. Der Käufer zahlt weniger, als er sollte, und der Verkäufer bedient sich falscher Maße und Gewichte. Bei Einkauf und Verkauf von Waren giebt es verschiedene Gewichte, und für Seide, Wolle und Baumwolle giebt es verschiedene Fußlängen. Auf dem Fleischmarkt wird das Fleisch mit Wasser aufgeblasen. Der Chinese in seiner hohen Kultur hat es dahin gebracht, einem geschlachteten Schwein noch

20 bis 30 Pfund Wasser beizufügen. Auf dem Fischmarkt wird der Magen der Fische mit Kieselsteinen gefüllt; kauft man sich einen knospenreichen Blumentopf, so sehe man wohl zu, ob nicht die Knospen mit dünnem Draht befestigt sind, die zur Enttäuschung des Blumenliebhabers nie zur Blüte kommen. Im Handel und Wandel, im Verkehr und Umgang, immer diese Unwahrhaftigkeit, Lüge, Schlauheit; nur durch den wird der Chinese wahrhaftig, der da gesagt hat: „Ich bin die Wahrheit."

Es sind wohl selten von Menschen schönere Worte über Tugend, Liebe und Gerechtigkeit geredet worden als von den Chinesen, und nirgends giebt es soviel **Ungerechtigkeit** wie in China. Mencius ermahnt: „Die Liebe sei dein Herz und die Gerechtigkeit dein Weg." Er bekennt von sich: „Das Leben liebe ich und die Gerechtigkeit liebe ich, wenn ich aber beides zusammen nicht halten und fassen kann, so lasse ich das Leben fahren und greife nach der Gerechtigkeit." Man findet solche Sentenzen auf Tempeln, Gerichtshäusern, Opium- und Spielhöllen, sogar die Bordelle tragen als Empfehlung irgend eine Ermahnung zur Tugend. — Auf der Theaterbühne schreitet diese Tugend wie auf Stelzen einher. Die Moral aller öffentlich aufgeführten Theaterstücke ist kurz die, das Böse wird bestraft und das Gute wird belohnt. Doch schon Laotz hat ausgerufen: „Seitdem so viel die Rede ist von Tugend und Gerechtigkeit, nimmt dieselbe immer mehr ab ... Fort mit eurer Liebe und Gerechtigkeit. Je weniger Gerede davon, desto weniger Diebe und Räuber würden im Lande sein." Ja, man hat auch das Gefühl, desto weniger Diebe und Räuber würden im Lande sein. — Einige Chinesen kann man durch Gründe überzeugen, andere einschüchtern, aber alle kann man bestechen. Man hat flugs die Bestechung mit Geld in ein ausgebildetes System gebracht.

Das Leben und die Staatspapiere eines chinesischen Staatsmannes sind voll der feinsten Worte und der schlechtesten Handlungen. Er schneidet hundert Köpfe ab und zitiert eine Stelle aus dem Mencius über die Heiligkeit des Menschenlebens. Er steckt das Geld in die eigene Tasche, das ihm gegeben ist, um die Dämme und Deiche der Flüsse zu reparieren. Und wenn verheerende Überschwemmungen eintreten, die das Leben vieler Tausende vernichten, beklagt er in wehmütigen Worten das Unglück der Armen und macht noch ein ergreifendes Gedicht dazu. Es giebt kaum

einen Beamten, der nicht die Stelle, die er innehält, dazu benutzt, um sich und die Seinen zu bereichern. Ein hoher Mandarin Kantons, der die Zölle unter sich hatte, bezahlte 1 Million Mark für die Stelle, bezog ein nominelles Gehalt von ca. 20000 Mark und ging nach 3 Jahren mit ca. 7 Millionen Mark und dem tugendhaften Gefühl, ein besonders tüchtiger Beamter zu sein, nach Hause zurück. — Es ist ein furchtbarer Hohn, wenn sich diese Beamten noch „Eltern des Volkes" nennen und in erhabenen Worten das Volk zur Tugend ermahnen. Jeder Mandarin hat ein Heer von Liktoren, Henkern, Gerichtsdienern und Polizisten unter sich, ein Gesindel, das dem Opium und dem Spiel ergeben ist und die Gerichtshäuser, diese oft sehr zerfallenen Sitze der Beamten, bevölkert. Das arme Volk fürchtet diese grausamen, raublustigen Diener der Obrigkeit mehr als die Räuber in den Bergen und nennt sie „die Krallen des Mandarins."

Man hat scherzhaft verglichen, wenn in europäischen Städten ein Mensch durch die Straßen schreit: „Faßt den Dieb, haltet den Dieb", so würde jeder sich eifrig bemühen, den fliehenden Spitzbuben aufzuhalten. In chinesischen Städten dagegen würde jeder Passant, der den Ruf hört, sich eilig seitwärts in eine Nebenstraße schlagen. (Anm. Er thut dies vielleicht, weil er sich fürchtet, in ein hochpeinliches gerichtliches Verhör verwickelt zu werden.) — Es giebt ein furchtbares Gesetz in China, das Gesetz der Verantwortlichkeit. Nicht nur werden die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht, sondern ein Mann macht durch ein Verbrechen seine Brüder, seine Verwandten, seine Dorfgenossen, seine Nachbarn, seine Freunde, seinen Gast, der die Nacht in seinem Hause zubringt, dafür verantwortlich. Jedenfalls fallen die Krallen des Mandarins mit unfehlbarer Sicherheit auf den reichsten unter ihnen.

Wer nur Macht hat in China, gebraucht sie, um den Schwächeren zu unterdrücken. Kapital wird verliehen zu 30 Prozent, und die Bauern müssen ihren Grundherren von den gepachteten Reisfeldern $^3/_5$ des Ertrages bei eigener Aussaat abgeben. Der Bauernstand liegt darum auch aufs tiefste darnieder. Es giebt Millionen von unterdrückten Existenzen in China, die den Verzweiflungskampf eines Ertrinkenden kämpfen. Solch ein armer Heide muß das tiefste Mitleid erwecken. Ob er drei Seelen hat, wie der Chinese annimmt, oder keine, was kümmert's

ihn, wenn nur die Reispreise nicht steigen. Er begreift nur, was er sieht und hört. In dem scharfen Kampf ums Dasein hat er gar kein Bedürfnis, etwas anderes zu wissen. Das Überirdische, Unsichtbare hat für ihn nicht einmal die Realität eines Schattens. Eine gelegentliche Verbeugung, er weiß nicht vor wem, ein gelegentliches Opfern, er weiß nicht wem, genügt, um seinen Instinkt der Abhängigkeit zu befriedigen. Aber er thut es nur, wenn er andere es thun sieht, und weil sein Vater und sein Großvater es so gethan haben. Über das Warum zerbricht er sich nicht den Kopf, und die Predigt des Missionars, die wie ein Ton aus einer anderen fremden Welt an ihn dringt, erweckt vielleicht erst ein leises Echo in seinem Herzen. Sein Horizont wird durch des Nachbarn Reisfeld begrenzt, und seine Zeitrechnung geht von der letzten Hungersnot bis zur nächsten. Den Nöten und Ängsten des Lebens bringt er einen stoischen Gleichmut entgegen, keine hülfreiche Hand streckt sich aus nach ihm, und stirbt er, so heißt es, ein Reisesser ist weniger.

Die Bevölkerung Chinas ist in manchen Gegenden so dicht, daß, wenn auch Hungersnöte und Seuchen große Lücken reißen, diese sich doch bald wieder schließen wie das Wasser hinter dem Schiff. Der Wunsch nach Nachkommenschaft ist eine so überwältigende Leidenschaft, daß Fälle, die in Europa bei Eheschließungen ein unübersteigliches Hindernis sein würden, für den Chinesen gar nicht in Betracht kommen. Der Ärmste fährt fort, seine Söhne so früh als möglich zu verheiraten, und diese Kinder sind bald von einer zahlreichen Familie umringt. Man verkauft das eigene Töchterlein von der Mutterbrust und kauft eine Schwiegertochter dafür. Der Gedanke, daß sein Grab einmal öde und zerfallen in den Bergen liegen könnte, daß keine Söhne, Enkel und Urenkel an diesem Grabe in Feiertagskleidern sich sammeln, keine Frühlings- und Herbstopfer dargebracht werden, kein Ahnengebet zu ihm gesprochen wird, und er nun nach seinem Tode umherwandern muß als Berg- oder Wassergeist, ruhelos, elend und arm, gehetzt von den Dienern der fünf Höllenkönige, erfüllt den heidnischen Chinesen mit Furcht und Grauen. Man muß es erlebt haben, welches Entsetzen Vater und Mutter ergreift, wenn der einzige Sohn Christ wird. Die Mutter rauft sich die Haare und schreit wie eine Wahnsinnige und der Vater nimmt in seiner Wut das Beil, um den entarteten Sohn niederzuschlagen.

Dies führt uns auf **Vielweiberei** und ähnliche Kapitel. Auch die tiefe Herabwürdigung der Frau wirkt zerstörend auf das Volksleben. Bei der Geburt schon als eine Last und Strafe empfunden, rechtlos, meist ohne Erziehung, wird sie so früh als möglich verheiratet. Nur als Mutter eines Sohnes hat sie einige Freude und genießt Anerkennung. Das Mutterglück ist der einzige volle, warme Sonnenstrahl in ihrem Leben. Fehlt der Sohn, so kommen Nebenfrauen ins Haus und mit den Nebenfrauen Zank und Zwietracht, Hader und Neid. In den reicheren Familien ist die Frau Spielzeug, in den ärmeren Sklavin. Alles, was schwach, gemein, verkommen, unzüchtig ist, wird im Chinesischen durch Hieroglyphen ausgedrückt, denen das Zeichen für „Frau" beigefügt wird. Der Totschlag der eigenen Frau wird, wenn der Mann angeklagt wird, nach dem Gesetzbuch mit 40 Bambushieben bestraft, und will ein Mann sich von seinem Weibe scheiden, so kann er aus den sieben gesetzlichen Scheidungsgründen den passendsten auswählen. Die sieben Gründe sind Unkeuschheit, Unfruchtbarkeit, Nichtachtung der Schwiegereltern, Geschwätzigkeit, diebische Neigungen, Neid und ein verdächtiges Temperament, sowie hartnäckige Krankheit. Daß die Frau Miterbin und Mitgenossin der Herrlichkeit werden soll, fällt dem heidnischen Mann gar nicht ein, und von dem verborgenen Menschen des Herzens, der unverrückt mit sanftem und stillem Geist am Herrn sich hält und köstlich ist vor Gott, hat die heidnische Frau nie etwas erfahren.

Es würde etwas an dem gezeichneten Bilde fehlen, wenn ich nicht der Menschenklasse Erwähnung thäte, die man in China die gefährlichste nennt, und die das Leben in China so unsicher und gefahrvoll macht.

Daß in dem chinesischen Volke die Diebe und Räuber eine große Rolle spielen, ist bekannt. Der chinesische Dieb erfreut sich auch einer großen Wertschätzung, da man erklärt hat, auf einer Diebesausstellung würde der chinesische tshet wegen seiner Geschicklichkeit und Geriebenheit den ersten Preis bekommen. Die Diebe haben sich flugs in den chinesischen Städten zu Gilden zusammengeschlossen und stehen unter einem Diebeskönig. An diesen kann man sich wenden, wenn man bestohlen ist, und es ist beruhigend, daß man durch eine kleine Abgabe sich unter den Schutz dieser meist wohlwollenden und zuvorkommenden Herren stellen kann.

Die chinesische Küste mit ihren unzähligen Buchten und Schlupfwinkeln war früher mehr der Schauplatz der chinesischen Piraten als jetzt. Die englischen Kriegsschiffe haben die Küste zum Teil reingefegt, aber doch üben die Seeräuber noch jetzt ihr Handwerk. Mit ihren Dschunken, diesen hochbordigen, plumpen Schiffen mit großen Fischaugen an der Spitze und den gewaltigen, braunen Bastsegeln, überfallen sie noch jetzt Dampfer, und manches Schiff, das nie den Hafen erreichte, ist durch diese verwegenen Gesellen des Meeres ausgeplündert, angebohrt und versenkt worden. — Neben dem Berliner Missionarshaus in Kanton, wo ich in den ersten Jahren thätig war, wohnte ein chinesischer Mandarin, der als Admiral eine kleine Flotte befehligte und die Aufgabe hatte, den Opiumschmuggel zu unterdrücken und die Piraten auszurotten. Der Mann machte sich die Arbeit dadurch sehr leicht, daß er in seinen Schiffen Opium schmuggelte und den Piraten Schießwaffen verkaufte. Er gelangte zu großem Reichtum und hohem Ansehn. Als nach längerer Zeit ein geheimer kaiserlicher Emissär aus Peking erschien, der die Sache erforschen und den Admiral zur Verantwortung ziehen sollte, nahm dieser Gift. Er verschluckte Gold, wie sich der Chinese poetisch ausdrückt, und starb. Durch diese rasche That rettete er seine Familie — er hatte übrigens zwei Familien, eine in Kanton und eine in Schanghai, da er zwischen beiden Städten hin und her fuhr — vor Schande und Untergang. Der Tod schlägt alle Untersuchung nieder. Mit Hülfe von Buddhistenpriestern wurde eine Totenmesse für den Admiral veranstaltet, die sich durch viele Tage und Nächte hinzog. Die Bonzen sangen, und die Weiber des Harems heulten die Totenklage. Dann wurde alles wieder still. Das Leben floß in alter Weise weiter dahin. Nur eine Änderung trat ein. Die erste Gemahlin des Admirals verkaufte nach und nach die jüngeren Kebsweiber ihres Mannes, wie etwa nach dem Tode eines großen Herrn die Pferde desselben versteigert werden, und als die Nachfrage besonders groß war, denn der Admiral war als Kenner berühmt, kaufte sie junge, hübsche Mädchen auf und verkaufte sie mit ansehnlichem Gewinn.

Das chinesische Volksleben ist von zahllosen Geheimbünden durchwuchert. Es giebt religiöse Genossenschaften, deren Ursprung auf die Manichäer zurückgeführt wird, ja die schon vor Christi

Geburt entstanden sein sollen. Die Mitglieder dieser Genossenschaften, wie z. B. die der „weißen Lilie“ oder des Bundes „Himmel und Erde“, sind zum Teil tiefer angelegte Heiden, die durch Fasten und Beten und andere religiöse Zeremonien Befriedigung für das ruhelose Herz suchen. Auch unter den Heiden trachten viele, wie der Apostel sagt, nach Preis, Ehre und unvergänglichem Wesen. Ich taufte einst den Vorsteher einer solchen Sekte der Vegetarianer (Mitglieder dieser selben Sekte ermordeten die englischen Missionsarbeiter in Kucheng), der zum aufrichtigen Glauben an den Herrn kam, und der mich in seiner selbstverfaßten Lebensbeschreibung einen Blick thun ließ in das Ringen und Suchen einer ehrlichen Heidenseele. „In meiner Jugend fing ich an, nach der Wahrheit zu suchen“, so beginnt er, „jetzt ist mein Haar weiß geworden, und noch studiere ich sie.“ Zum Schluß faßt er in Versen seine Gedanken zusammen:

„Tief lag ich im Schlaf, es wachten im Traum die Sünden auf,
Da hörte ich das Wort von Jesu, das weckte mich zu neuem Lauf.
Seit Gottes Licht mich angestrahlt,
Verschwand, was der Traum mir vorgemalt. —

Wenn Erinnerung die Sünden des Lebens mir weckt,
Dann wird ums Herz mir weh und bang.
Warum lag ich im Todesschlaf so lang',
Wie begraben von Bergen, von Felsen bedeckt?
Wenn ich die Taufe nicht kann bekommen,
Wie werden die Sünden mir abgenommen?

Andere Geheimbünde, und zwar die meisten, haben Umsturz und Anarchie auf ihre Fahnen geschrieben, wie die „Trias“ und andere staatszerstörende Genossenschaften. In allen Kreisen haben dieselben ihre Anhänger. Sie verfügen über große Geldmittel, die ihnen namentlich von reichen Chinesen im Auslande zufließen. Da sie sich gegen die Fremdherrschaft der Mandschuren wenden, so erfreuen sie sich großer Sympathien unter den Patrioten. Manche Angriffe auf katholische und evangelische Missionsstationen sind von diesen Geheimbündlern ausgegangen, die dadurch China in einen Krieg mit den europäischen Staaten verwickeln wollten, um dann in eine offene Rebellion gegen die Regierung auszubrechen. Sie benutzen jede Gelegenheit, um irgend einen Aufstand in Scene zu setzen. Wie die gewaltigen Taifune, die urplötzlich aus dem Inselgewirr um China sich erheben und verheerend an

den Küsten der hinterasiatischen Länder toben, so erheben sich die socialen Stürme im Volk, die ganze Provinzen ergreifen, daß sie einem schäumenden Meere gleichen, einen wahren Wirbelsturm menschlicher Leidenschaften entfesseln, in tierischer Zerstörungslust ganze Gegenden entvölkern und Städte, Märkte und Dörfer in Trümmerhaufen verwandeln. Wenn dann die obrigkeitliche Gewalt, die vor diesem elementaren Ansturm scheu zurückgewichen ist, wieder zurückkehrt, gleichsam wieder Oberwasser gewinnt, so vollendet sie mit asiatischer Grausamkeit das Werk der Zerstörung, foltert, enthauptet, kreuziget scharenweise Schuldige und Unschuldige, bis sich die Wasser wieder schließen und die Wogen wieder glätten.

Es sind gerade fünfzig Jahre her, daß Fung-syu-tshen, der große Rebell, dessen Name einst die Mandschukaiser erzittern machte, sich erhob. Fung war kein Betrüger. Das Christentum hat ihn nie tief erfaßt. Das neue Licht, das ihm den Weg zur himmlischen Krone gezeigt haben würde, wurde in ihm zu einem wilden Feuer. Vielleicht wäre er in seinem Dorfe, in dem ich oft übernachtete und predigte, ein bewunderter Litterat oder ein tüchtiger Bauer geworden, aber nun trieb er seine Pflugschar von Stahl und Feuer bis vor die Thore der alten Hauptstadt der Mingdynastie. Die Stadt Nangkin mit ihren uralten Palästen, in denen seit vielen Jahrhunderten ungezählte Schätze aufgespeichert lagen, fiel ihm zur Beute. In dem Edikt, das der Kaiser nach der Eroberung Nangkins erließ, heißt es: „Worte können nicht das Elend und die Zerstörung schildern, die dieser Dämon angerichtet hat. Das Maß seiner Bosheit ist übervoll. Die Rache der Götter und Menschen muß sich gegen ihn erheben.“ Noch heute kann man den Zug des gleich einer Lawine anschwellenden Thaipingheeres durch China verfolgen. Wie eine eiserne Walze hat es alles Leben zerdrückt und auf seinem Zuge gen Norden blühende Gegenden in wüste Einöden verwandelt. Die Berliner Mission hat in dem Dorf und in dem Kreis, aus dem diese furchtbarste Völkerbewegung hervorsprang, die China je erlebt hat, und deren Greuel nur mit denen eines Dschingiskans verglichen werden können, durch Gottes Gnade ein reichgesegnetes Werk seit Jahrzehnten treiben können. Viele der alten Offiziere und Soldaten des Thaipingheeres sind von uns Missionaren getauft worden, und mancher unter ihnen hat mir in stiller Abendstunde aus jener wildbewegten Zeit erzählt. Einer der Großneffen

Chineſiſche Theehütte.

des Fung-syu-tihen war mein Schüler und steht jetzt in unserm Dienst als tüchtiger, energischer Verkündiger des Evangeliums. In dem Fadistrikt, der Heimat des Thaipingkaisers, in dem gesegnete Männer, wie Hanspach, Hubrig, Wong-kong-fug, Sung-en-phui ihr Leben im Dienst des Herrn verzehrt haben, baut heute die Berliner Mission ihre sechste Missionsstation.

Dies sind einige wenige Züge aus der Nacht des chinesischen Heidentums. Gewaltige finstere Mächte wirken in diesem hochbedeutenden Volk Asiens. Immer weiter ab wird es von Gott geführt; immer mehr wird das ursprüngliche Ebenbild Gottes beschmutzt und verdorben; immer tiefer hinein frißt die Zerstörungsarbeit der Sünde.

Doch verlassen wir dieses dunkele Bild und wenden wir uns einer helleren, hoffnungsvollen Seite zu.

Man fragt sich unwillkürlich, was hält denn noch den völligen Untergang dieser Nation auf, welche geheime Macht hat es durch all die Jahrhunderte hindurch vor Auflösung bewahrt, warum machen die Chinesen eine Ausnahme von dem universellen Gesetz des Verfalls und des Todes der Nationen? Große, mächtige Reiche sind aufgeblüht und niedergesunken, und China hat bis zu dieser Stunde seine völlige Eigenart und Nationalität bewahrt. Gewaltige Völker sind verschwunden von der Erde, und gelegentliche Funde in ihren verschütteten Totenkammern zeigen unserm staunenden Auge, wie sie in vielen Künsten, Handfertigkeiten und Kenntnissen der Natur uns gleichstehen, und China blieb erhalten. Gott muß doch noch seine besonderen Pläne mit diesem Volk haben, für nichts und wieder nichts hat er, der zuvor versehen und Ziel gesetzt hat, wie lang und weit die Völker wohnen sollen, doch nicht dieses Volk durch all die Zeitläufe aufgespart.

Den zerstörenden Mächten stehen andere gegenüber: die aufbauenden. Man ist einig darin, daß, während die übrigen Nationen der Erde, von der ältesten Zeit an bis heute, sich auf physische Stärke verließen, die chinesische Nation sich auf moralische Kräfte stützte.

China ist keine kriegerische Nation. Es nennt sich das Land der Litteratur und nicht der kriegerischen Tüchtigkeit. Der Ruhm, einen guten Aufsatz schreiben zu können, geht über den der Tapferkeit in der Schlacht. „Ein Mensch, der kindliche Liebe hat, wird niemals Soldat" heißt es im Volksmunde. Das trostlos

öde Lagerleben füllt der chinesische Soldat mit Spielen und Gewaltthätigkeiten gegen das Volk aus. Die Regimenter sind aus dem schlechtesten Gesindel zusammengesetzt. Ein chinesischer Hauptmann bekommt den Sold für hundert Soldaten und hält nur dreißig Mann. Bei Inspektionen, Paraden u. s. w. steckt er siebzig Raufbolde und Arbeitslose in die Soldatenjacken und stellt seine kriegstüchtige Truppe vor. — Der chinesische Soldat wird vom Volke verachtet und gefürchtet. Sobald er einem entschlossenen Feind gegenübersteht, ergreift er die Flucht. Bei dieser Gelegenheit kommt auch die Inschrift zur Geltung, die er auf dem Rücken trägt: Tapferkeit. Auf den Streifzügen gegen die Räuber haust er in den Dörfern oft ärger, als ein Räuber, und wird mehr gefürchtet, als dieser. — In dem Aufruhr, der durch das chinesische Volk nach dem japanischen Kriege und Siege ging, wurde ein Marktort Yen-tun in meinem Missionsbezirk, nicht weit von meiner Station, des Nachts von Rebellen überfallen, die allerlei Schändlichkeiten begingen, Frauen mißhandelten und die Läden plünderten. Nur drei Läden blieben verschont. Als nach einiger Zeit chinesisches Militär einrückte, vollendeten die tapferen Krieger das Werk der Zerstörung, indem sie jene drei verschonten Läden nachplünderten, da die Ladenbesitzer zweifellos mit den Räubern unter einer Decke gesteckt hatten. Der Rebellenhaufe wandte sich nordwärts und verbreitete Furcht und Schrecken um sich her. Die Bewohner der Dörfer flohen wie die Schafe vor einem Wolfe. Nur die Männer eines großen Dorfes vertrauten auf eine uralte Kanone, die am Eingang des Dorfes aufgestellt war, und die sie bis an die Mündung mit Pulver und Eisenstücken gefüllt hatten. Als die Aufrührer in Sicht kamen, wandten sich die heldenhaften Dorfbewohner jählings zur Flucht. Nur einer zündete die Lunte an und sprang eilends davon. Der Zufall wollte, daß die alte Kanone losging und ihren Inhalt in die dichtgedrängten Reihen der Aufrührerischen spie, von denen acht zerschmettert wurden. Die Wirkung war gewaltig. Der Haufe stob nach allen Richtungen auseinander. Nun kehrten die siegreichen Dorfbewohner zurück und schnitten den getöteten Räubern die Köpfe ab, die sie im Triumph an meiner Station vorbei nach der Kreisstadt trugen. Hier wurden den Rettern des Vaterlandes großartige Ehren bereitet. Die Bürgerschaft sprach ihnen durch ihre Vertreter den tiefgefühltesten Dank aus und veranstaltete ein großartiges Fest-

essen. Das ist chinesische Tapferkeit. — Die Niederlagen durch die Japaner wurden vom Volk tief gefühlt, aber man ließ es sich nicht merken. In der Peckinger Hofgazette, der ältesten Zeitung der Welt, die wie die acta diurna der Römer in alle Teile des großen Reiches gesandt wird, schrieb man diese Niederlagen einer schlechten Konstellation der Gestirne zu und klagte, eine gewaltige Springflut habe die Seebefestigungen zerstört, welche doch durch japanische Tapferkeit erobert worden waren. — Ich sah, wie nach dem Kriege die mandschurischen Bogenschützen ihre Bogenübungen trieben, als ob sie nie die furchtbaren Wirkungen des japanischen Gewehrfeuers an ihrem eigenen Leibe erfahren hätten, und vor dem Nordthor Kantons schossen die mandschurischen Reiter von dem Rücken ihrer schnellen Steppenrosse mit dem Pfeil nach dem aufgesteckten Ziel. — Ein hoher Mandarin wohnte den Übungen eines deutschen Kriegsschiffes bei. Er äußerte mit Erstaunen zu den deutschen Offizieren: „Bei euch kommandiert einer, und alle gehorchen; bei uns kommandieren alle, und alles geht durcheinander." In dem berüchtigten Opiumkriege glaubten die chinesischen Soldaten die englischen Truppen mit ihren Schilden zu schrecken, auf denen gräuliche Tigerköpfe gezeichnet waren. Sie sperrten die Flußmündungen mit Ketten ab, die abgehauene Tigerköpfe trugen, um so das Einlaufen der feindlichen Flotte zu verhindern. Auf ihrem Zuge nach Pecking sahen die verbündeten englischen und französischen Truppen in der Ferne gewaltige Befestigungen aufragen, die aus Holz und Pappe aufgerichtet waren, um die feindliche Armee abzuschrecken vor dem weiteren Vordringen. Das ist chinesische Kriegsführung. — Gewiß, es hat auch in China tapfere, treue Männer gegeben, denen es süß und eine Ehre war, für das Vaterland zu sterben. Hohe Generale und Offiziere fielen, mit tödlichen Wunden bedeckt, und verbeugten sich sterbend nach der Richtung des kaiserlichen Palastes. Aber das sind Ausnahmen, und in China sind die Ausnahmen das beste an der Regel. — China hat sich nie auf militärische Macht gestützt, getreu der Vorschrift des Konfutius, der die Herrscher Chinas lehrte, ihre Nachbarn dadurch zu besiegen, daß sie ihnen die Vorteile einer weisen und gerechten Regierung zeigten. Dann würden die Feinde des Landes sich ihnen freiwillig unterwerfen.

Das vierte Gebot, das einzige, welches eine Verheißung hat, besteht, obwohl verdunkelt und getrübt durch den Ahnendienst, zu

Recht. Beispiele von Kindesliebe kommen vor, welche uns, die wir das vierte Gebot gelernt haben und wohl auswendig können, aufs tiefste beschämen. Mancher Geldbrief eines Chinesen aus dem Auslande ist durch meine Hände gegangen, der die Aufschrift trug: „Von den Edelsteinfingern meines Mütterleins zu öffnen", und stets freute ich mich hoch, wenn ich auf meinen Missionsreisen auf der Landstraße einen jungen, kräftigen Chinesen daherschreiten sah, der sich sein greises Mütterlein auf den Rücken geschnallt hatte. — In der Heidenpredigt kann man immer an dieses vierte Gebot anknüpfen und findet aufmerksames Gehör. Wie oft, wenn ich die Geschichte vom verlorenen Sohn einer Heidenschar erzählte, ging es wie eine freudige Bewegung durch die Menge, daß der verlorene Mensch sich endlich aufmacht und zu seinem Vater geht. Und bei der Schilderung der Liebe des Vaters, der seinem zerlumpten Sohn um den Hals fällt, zuckt es wie Rührung über manches Gesicht. — Merkwürdig ist, wie der Chinese allen Sünden, Lastern und Verbrechen dadurch auf den Grund sieht, daß er sagt, es fehle an Kindesliebe. Wer sein Gut verschleudert, wer ein schlechter Minister oder Mandarin ist, wer keinen Mut hat, wer seinen Freunden untreu ist, hat keine kindliche Liebe gegen seine Eltern — ob dieselben tot sind oder noch leben, ist gleichgültig. Mencius ermahnt: „Verliere niemals dein Kindesherz" — eine Mahnung, die wir alle wohl beherzigen dürften. Jeder Schüler lernt die Worte auswendig: „Wenn deine Eltern einen Irrtum begehen oder darin befangen sind, mußt du als Sohn mit demütigem Geist, freundlichem Antlitz und liebenswürdigen Worten die Eltern an ihren Irrtum erinnern, und wenn sie dich schlagen, daß Blut fließt, mußt du im Gegenteil mit vermehrter Achtung, Verehrung und Gehorsam sie behandeln." Solche Worte müssen sich dem Gemüt eines chinesischen Knaben einprägen und bleiben nicht ohne gute Wirkung auf sein Betragen den Eltern gegenüber. Götter, Eltern und Lehrer bilden die heilige Trias in China. Ein tüchtiger Lehrer wird im Volke hoch geehrt und von seinen Schülern geliebt und geachtet, auch wenn dieselben längst der Schule entwachsen und zu Amt und Würden gekommen sind. Unvergeßlich wird mir sein, als ich zum erstenmal einen chinesischen Schüler züchtigen mußte, wie derselbe sich erhob und mit einer artigen Verbeugung sagte: „Ich danke dir, daß du mich erzogen hast." — In der Nähe meiner Station

wollte man einen Menschen lebendig begraben, weil er seinen Vater geschlagen hatte. — Und wenn gar mal ein Kind seine Eltern totschlägt, so geht ein Schrei des Entsetzens durch das Land, und die Gemüter sind aufgeregter, als bei der Kunde, daß die Feinde eine Provinz genommen hätten. — In Kanton geschah es vor mehreren Jahren, daß ein Mann im Anfall von Wahnsinn glaubte, ein toller Hund käme in seine Stube, und seine alte Mutter erschlug. Er wurde ergriffen, sein Vermögen wurde konfisziert, seine Familie an den Bettelstab gebracht und er selber zum 72fachen Tode verurteilt. Sein alter Lehrer nahm, als er die Nachricht erhielt, Gift. „Ich muß ihm, als ich ihn unterrichtete, durch irgend ein Wort die Seele verdüstert haben" — sagte der alte Mann. Die Häuser der Nachbarn wurden niedergerissen, weil sie ein schlechtes Beispiel dem „von Menschen und Göttern Verfluchten" gegeben hätten. Die erste Frage des Richters an den Verbrecher war: „Welche Beleidigung habe ich in einem früheren Leben dir zugefügt, daß du solches Unheil über mich gebracht hast." Man hielt selbst den Bezirksmandarin für diese That verantwortlich. Er wurde degradiert und in die Verbannung geschickt. — In der Proklamation des chinesischen Kaisers nach dem unglücklichen Kriege mit Japan heißt es: „Ich habe Thränen in Strömen vergossen, ich habe mich ruhelos auf meinem Lager umhergewälzt, (Anm. nicht, weil meine Heere schimpflich geschlagen sind, nicht, weil meine Festungen ohne Schwertstreich dem Feinde geöffnet wurden, nicht, weil meine Flotte in den Grund gebohrt ist) weil meine alte Mutter in den Tagen ihres Greisenalters in Not und Elend gekommen ist." Das macht Eindruck aufs Volk; das ist Öl auf die erregten Wogen der Volksmeinungen. Ein Appell an die kindliche Liebe übt immer eine große Wirkung aus.

Ist es ferner nicht wunderbar, daß, während die klassischen Schriften anderer Völker z. B. der Inder von Unsittlichkeiten wimmeln und voll der unzüchtigsten Schilderungen sind, die heiligen Schriften der Chinesen absolut frei davon sind? Keine wollüstige Beschreibung, kein beleidigendes Wort ist darin! Es ist kein einziger Satz in den dreizehn klassischen Schriften dieses Volkes, der nicht in großer Versammlung laut vorgelesen werden könnte! Wenn man auch spottend gesagt hat, die Schriften des Konfutius seien eine Art „Knigges Umgang mit Menschen", voll der plattesten Lebensregeln, dennoch würde eine Welt, nach diesen

moralischen Gesetzen des Konfutius geordnet, eine schöne Welt sein! Andere heidnische Weisen haben einen hohen Flug der Gedanken in ihrer Philosophie, und heidnische Künstler haben Wunderwerke hervorgebracht, die unser Herz entzücken. Der chinesische Weise hat das Bild des Idealmenschen gezeichnet in seinen fünffachen menschlichen Beziehungen und Pflichten als Beamter, Gatte, Sohn, Freund und Bruder. Nationen sind verschwunden, — und die Ursachen des Verfalls waren Menschenopfer und Unzucht im Dienst der Gottheit. Eine heidnische Nation ist von den ältesten Zeiten herniedergestiegen und existiert bis heute, die diese beiden Ursachen des Ruins vermieden hat: die chinesische! Keine Menschenopfer, keine Vergötterung des Lasters, keine Venustempel, keine schmutzigen Liebesgeschichten der chinesischen Götter, die die Göttergeschichten heidnischer Nationen so grauenhaft machen! „Recht und Unrecht, Lüge und Wahrheit sind vermischt auf Erden, aber der Himmel unterscheidet klar" — steht auf einem heidnischen Tempel in Kanton. Es giebt Tempel, die jedem Gott, „den es irgendwo giebt", geweiht sind, und über den Tempelthüren stehen die Worte: „Betet die Götter an, als ob sie gegenwärtig." — Vor einigen Jahren überschwemmte Paris mit seinen unzüchtigen Bildern die uralte Stadt der Widder am Perlstrome, Kanton. Uberall sah man die sittenverderbenden, französischen Bilder! Da — ein scharfer Erlaß des damaligen General-Gouverneurs Tschong-tschi-tung, und die Plätze waren von dem Schmutz gesäubert. Gewiß, es herrscht viel Unsittlichkeit und Unzucht in China. Die Sprache des Volkes ist mit entsetzlichen Ausdrücken durchsetzt, wie sie etwa Lot in den Straßen Sodoms hören mußte, aber dennoch wird Finsternis nie Licht und Böses nie gut genannt, und das Sittlichkeitsgefühl des Volkes verurteilt diese Laster.

Man könnte noch andere aufbauende Mächte nennen, die China groß gemacht haben und groß machen werden: Fleiß, Unternehmungstrieb, praktischer Sinn, Organisationstalent, Energie, ein eisernes Festhalten an dem einmal Errungenen, Freude am Studium, Friedensliebe und ein unstillbares Sehnen nach einer weisen, gerechten Regierung. Ich sage es auf Grund meiner langjährigen, sorgfältigen Beobachtungen und meiner mir von Gott geschenkten Liebe zu diesem Volk, daß der Chinese in sich Elemente eines kraftvollen, aufrichtigen Charakters hat, die durch das Evangelium zur herrlichen Entwickelung kommen.

Eine chinesische Frau mit Kindern.

Das Evangelium, die Predigt von dem Heiland, der auch dieses Volk liebt, — seit 1800 Jahren schaut der erhöhte Heiland auf diese Millionen Ostasiens herab — der sich selbst für dieses Volk dahingegeben hat, auf daß er es heiligte, ist die große, aufbauende, erneuernde Kraft. Auch den Chinesen ist gesandt dieses Heil Gottes, und sie sollen es hören. Das teure Wort läuft in der Landessprache wie ein himmlischer Bote durchs Volk. Wo der große Magnet Gottes, das Evangelium, in ein Volk gebracht wird, fängt er an zu ziehen. Wahres Eisen fühlt die ziehende Kraft. Auch für Chinas Millionen gilt das Wort: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen." Wer aus der Wahrheit ist, hört Jesu Stimme. Wo der Baum gepflanzt wird, dessen Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden, da laufen die Heiden herzu. In ihren Sprachen und Zungen werden in allen Provinzen die großen Thaten Gottes verkündigt und üben ihre Gotteskräfte aus an den Herzen der Hörer. Sie wirken beides, die Buße zu Gott und den Glauben an den Herrn Jesum Christum. Das Evangelium erlöst die Chinesen aus dem Geister- und Götzen-, Ahnen- und Totendienst zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes; es bekehrt sie von der Ungerechtigkeit zu der Gerechtigkeit, die uns Jesus erworben; es heilt sie von der asiatischen Pest; es führt sie aus der Unwahrheit und Verstrickung der Lüge zu dem, der da spricht: Ich bin die Wahrheit. Das Evangelium richtet die vier Säulen des christlichen Hauses auf, Eph. 5, 25; 22; 6, 1; 4; es heiligt die Familie; es einigt Mann und Weib zum gemeinsamen Gebet und Lesen des Wortes Gottes. Ich stand an Sterbebetten und sah ein getrostes Abscheiden, um bei Christo zu sein. Ich hörte Beichtbekenntnisse voll rücksichtsloser Offenheit vor andern Christen und die flehende Bitte: „Kniee mit mir nieder und schreie für mich zum Herrn." Christen haben sich willig schlagen lassen und im Gefängnis Zeugnis abgelegt, das solchen Eindruck machte, daß ihre Mitgefangenen und Wärter ihnen willig alle Erleichterungen verschafften.

Als ich einst auf einer Missionsreise in einem chinesischen Dorfe übernachtete, wachte ich des Nachts aus dem Schlafe auf und hörte, wie in einem Nebenzimmer zwei Chinesen, von denen der eine ein Christ war, sich leise unterhielten. Der Heide meinte, man könne ja vor den Augen des Missionars ein Christ sein und

im Dorf die Ahnen anbeten, um nicht des Anteils am Ahnenerbe verlustig zu gehen, das alljährlich in Form von Geld, Reis oder Schweinefleisch an die Enkel und Urenkel, die eben dem toten Ahnen ihre Huldigungen dargebracht haben, verteilt wird. „Ich will dir etwas sagen", meinte der Christ. „Am Anfang kam mir auch wohl dieser Gedanke, aber ich versichere dir, das geht nicht, das Wort ist zu stark." Und nun quoll ein lebendiges Zeugnis aus dem Munde des Mannes, so daß meine Seele hocherfreut war. —

Ich war unbemerkt Zeuge, wie ein christlicher Ehemann sein Weib mit lieben, linden Worten aus der heiligen Schrift tröstete über den Verlust ihres Kindes, und dabei liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen. —

Ein Opiumraucher in einem Dorfe, unfern meiner Station, wurde vom Evangelium erfaßt und bat um die Taufe. Vorher wollte er, koste es, was es wolle, durch Gebet und Flehen von den Banden des Opiums frei werden. Das Wort hatte ihn erfaßt: Haue deinen Fuß, deine Hand ab, reiß dein Auge aus. Er starb plötzlich über seinem Ringen und Kämpfen. —

Ein bekehrter Chinese, der früher so stark Opium geraucht hatte, daß er zum Skelett abgemagert war und dem Tode verfallen schien, und dem man gesagt hatte, er würde völlig zusammenbrechen, wenn er plötzlich aufhörte zu rauchen, wurde gefragt: „Was für Mittel hast du gebraucht, um von dem Opiumrauchen frei zu werden?" „Ich habe meine beiden Kniee gebraucht", antwortete er schlicht „und da hat mir der Heiland Kraft gegeben zu überwinden." —

Ein Missionar ging das neue Testament mit einem heidnischen Gelehrten durch, der sich zur Taufe gemeldet hatte. „Welches Wort dieses Buches hat dich am tiefsten bewegt?" fragte der Missionar. „Daß unsere Leiber Tempel werden sollen des lebendigen Gottes", war die Antwort. —

„Ich hörte die Angst um meine Seele aus deinen Worten heraus", sprach ein bekehrter Chinese zu seinem Missionar, „und da ist mir diese Angst auch ins Herz gedrungen. —

Ich fragte den Schüler Phui-sang: „Ist denn deine Mutter schon Christin?" „Ja", antwortete er, „sie ist getauft. Sie wollte erst gar nichts wissen von der neuen Lehre; aber sie hat mich so innig lieb. Und als ich einst sagte: „Mutter, wenn du

nicht an Jesum glaubst, können wir nicht zusammen in den Himmel kommen und müssen ewig getrennt bleiben," da erschrak sie sehr und meinte: „Ich will aber nicht von dir getrennt sein. Ich will auch lernen an deinen Jesus zu glauben." Sie ließ sich unterrichten, drang immer tiefer ins Wort, das sie mit ganzer Seele erfaßte und wurde kürzlich getauft." —

Unter den mandschurischen Bannerleuten Kantons hatte das Evangelium Anhänger gewonnen. Ein Militärtribun ließ die christlichen Soldaten während der Abwesenheit des Bannergenerals rufen. „Bist du ein Christ? Und du?" herrschte er sie an. Ein unerschrockenes „Ja" ertönte aus dem Munde der Bogenschützen. Nur einer wurde schwach und verleugnete. Die Krieger wurden geschlagen und ins Gefängnis geworfen. Da fanden sie sich zusammen, sangen und beteten. Als der Bannergeneral zurückkehrte und ihm die Sache gemeldet wurde, befahl er unverzüglich, die Gefangenen frei zu lassen und sie nicht in ihrem Glauben zu stören. Heute ist in dem Mandschu-Viertel Kantons eine ansehnliche Christengemeinde, die sich aus mandschurischen Bannerleuten gebildet hat, und die eine eigene Kapelle besitzt. —

Unter meinen letzten Täuflingen war die Witwe eines kleinen Militärmandarins. Ihr einziger Sohn war zum Herrn geführt und hatte die Taufe erhalten. Die alte Chinesin, eine kluge, gebildete Frau, grollte mir von ganzem Herzen, daß ich ihren Sohn, den sie innig liebte, verführt habe durch geheime Zauberei. Wenn sie ihren Sohn besuchte, der seine Mutter in rührender Weise ehrte und für sie zum Herrn schrie, verfehlte er nie, sie zu mir zu führen. Dann trug die alte Dame geweihte Amulette am Körper, um sich gegen meinen Zauber zu schützen. Nach und nach besuchte sie aus Höflichkeit, da ich ihr stets mit Ehrerbietung und Freundlichkeit begegnete, den Gottesdienst. Sie setzte sich auf die letzte Bank und schlief. Dann schien sie ein Wort zu fesseln; sie schüttelte den Kopf und setzte sich auf die erste Bank, um besser zu verstehen. Nach einiger Zeit erklärte sie, ich sei kein Zauberer, habe ein Herz und sei ein guter Mann. Bei der nächsten Gelegenheit sagte sie mit Entrüstung, die Götter seien falsch und müßten ausgerottet werden. Sie werde von nun an nur den wahren Gott anbeten. Dies that sie auch mit der ihr eigenen Energie und erzählte mir, in schlaflosen Nächten bete sie, und „dann kommt großer Friede in mein Herz." Um dieselbe Zeit

überraschte sie mich mit einem Gedicht, in dem sie die Thorheit der Götter verspottete und dem Herrn ein Loblied sang. Eines Tages bat sie mich, ich möge sie unterrichten und sie taufen. Sie kam in den Taufunterricht und setzte sich neben mich. Wir waren längst gute Freunde geworden, und die Liebe zu mir übertrug sie auf meine Kinder. Da sie in ihrem hohen Alter leicht müde wurde, bot ich ihr die gewohnte lange Pfeife an. Ich freute mich stets, wenn ich der alten, rauchenden Frau Mandarin begegnete. Um ihrer Taubheit abzuhelfen, machte ich aus dickem Papier ein Hörrohr. Die lange, chinesische Pfeife im Munde, das Hörrohr im Ohr, so trieben wir den Unterricht, dem sie mit ganzer Seele folgte. Oft überraschte sie mich durch ihre klugen Fragen und klaren Antworten. Die Pfeife verschwand bald; das Hörrohr blieb. „Das sei eine vortreffliche Erfindung," meinte sie. Wenn die andern Katechumenen nichts wußten, schalt die alte Dame und ermahnte sie mit nachdrücklichen Worten. Ich hatte meine helle Freude an der Alten, die von Tag zu Tag in der Erkenntnis und im Glauben wuchs. Am Abend vor dem Tauftage kam sie zu mir und erklärte mir, sie würde am nächsten Tage vor Angst nicht reden können. Ich möchte doch alle Taufragen an ihren Sohn richten. Der verstände so gut zu antworten und „ich glaube von ganzem Herzen an den Herrn und liebe ihn, meinen Heiland." Ich sagte ihr, sie solle nur zu diesem Heiland beten, der würde ihr Freudigkeit und Sicherheit geben. Am nächsten Tage, einem Sonntag, saß sie unter den weißgekleideten Täuflingen. Nach der Predigt trat ich vor die Schar und begann das Taufexamen. Ich stellte Fragen aus dem Katechismus und ließ die fünf Hauptstücke hersagen. Plötzlich fragte ich einen der Männer: „Was lernen wir aus Gottes Gesetz und was erfahren wir durch das Evangelium?" Die Antworten waren richtig, aber nicht genügend. Endlich kam ich auch an mein Mütterchen, das bleich und zitternd dasaß. Da erhob es seine Stimme und sagte hell und laut: „Aus dem Gesetz lerne ich, daß ich eine große Sünderin bin, und durch das Evangelium weiß ich, daß Gott mich liebt und um seines Sohnes willen mir alle meine Sünden vergiebt." Ich nickte ihr fröhlich zu. Alle Angst war aus ihrem Gesicht verschwunden. Mit tiefer Bewegung empfing sie die heilige Taufe. — Oft besuchte sie mich und erzählte mir, wie sie unter ihren Verwandten und Freunden die „große Lehre

Gottes" verkündige. Sie wurde eine liebe Freundin meines Hauses. Als meine Frau eines Tages einen Choleraanfall bekam, und sie dazu kam, eilte sie schnell hinaus und grub ein Stückchen Wurzel des Kampferbaumes aus. Sie kochte einen Trank daraus, der meiner lieben Kranken augenblicklich half. Sie war wegen ihrer Kenntnis der heilenden Kräuter berühmt und half meinem Kindlein, das in großer Fieberhitze dalag. — Dann kam der Tag meiner Abreise nach Europa. Weinend nahm sie von uns Abschied. „Wenn du zurückkehrst nach China, findest du mich nicht mehr", sagte sie zu mir, als ich mein kleines Steppenrößlein „Hunne" bestieg, das mich an den Fluß tragen sollte, wo eine kleine Dschunke für meine Lieben und mich bereit lag. „Bete für mich." Die lieben Christen gaben uns das Geleit. Der Zug setzte sich in Bewegung, und an dem Teich vor der Kapelle stand das liebe chinesische Mütterchen und schaute uns mit thränendem Angesichte nach. —

Als ich eines Sonntags einer Christengemeinde in den Tschyang-yener Bergen gepredigt hatte, die zum Teil aus früheren Räubern und Rebellen bestand, erhob sich A-Bau, der auf der ersten Bank gesessen hatte, und dessen sinnendem Blicke ich während der Predigt gern begegnet war, legte einige Geldstücke auf den Opferteller, drückte mir die Hand und sagte leise: „Ich danke dir für das Wort." Wer war dieser A-Bau? Er war einst ein Räuber und folgte dem wilden Heu-chin-tai, einem früheren Ackerknecht, von dem sich die Leute die gräßlichsten Dinge erzählten. Heu hat sich später unterworfen, wurde vom Kaiser begnadigt und ist nun Befehlshaber einer kaiserlichen Truppe. — Das waren damals schreckliche Zeiten. Die Bestie im Menschen war entfesselt. Verbrannte Dörfer, zertretene Leichen, mit asiatischer Grausamkeit verstümmelt, zeichneten ihren Weg. Hinter ihr folgte die Hungersnot. Man muß die Christen erzählen hören, wie damals in dem nahegelegenen Marktorte Thai-phin-hi Menschenfleisch feilgeboten wurde. — Aus dem blutbefleckten Leben des A-Bau nur ein Zug. Die Bewohner eines kleinen Dorfes hatten sich ins nahe Gebirge geflüchtet und in einer Berghöhle mit engem Eingang Zuflucht gefunden. A-Bau eilt ihnen nach, um ihnen Hab und Gut zu entreißen. Als er sie in der Höhle findet, macht er sich das grausame Vergnügen, Packete mit Pulver, die eine Zündschnur tragen, unter die zitternden Flüchtlinge zu werfen. 40 bis 50 Männer, Frauen und Kinder ersticken im Pulverdampf.

Aber das Bild der Getöteten verläßt den Mann nicht. Es folgt ihm des Nachts und des Tages, es war bei ihm im Lager und auf den Streifzügen durch die Dörfer. Wenn ein Gewitter am Himmel heraufzog, verkroch er sich. Er fürchtete, der Donnergott würde ihn zerschmettern. Aber Gott zerschmetterte den Schuldigen nicht.

Die Räuberscharen wurden endlich von den kaiserlichen Truppen geschlagen. Viele wurden ergriffen und auf der Landstraße hingerichtet. A-Bau rettete sich durch die Flucht und kehrte in sein verwildertes und verwüstetes Heimatsdorf zurück. Tag und Nacht fand er keine Ruhe. Wenn er laute Stimmen hörte, schrak er zusammen. Er fürchtete, die Schergen des Mandarins würden kommen und ihn greifen. Und immer wieder tauchten die blutbefleckten Bilder auf und traten vor die Blicke seiner Seele. Er ergab sich dem eifrigsten Götzendienst. Er wollte die verklagenden Stimmen in seiner Brust zum Schweigen bringen. Und doch wollte es ihm nicht gelingen.

Eines Tages brachte ein Bekannter die Nachricht von dem großen Gott Himmels und der Erde und von dem Gottessohne Jesus Christus, „der Sünden vergiebt", in die Gebirgsthäler Tschyang-yens. A-Bau horchte auf. Das Wort von dem sündenvergebenden Jesus traf ihn tief. „Das ist der Weg", hieß es in ihm, „um Frieden zu erlangen." Er lud seinen alten Götzen in einen Düngerkorb und warf ihn in den Fischteich. Sein Freund und Lagergenosse Tet-kong schrie ihm nach: „Alter Bruder, was machst du da?" Dann geriet auch der Eifer über diesen, und die beiden alten Raubgesellen beteten Gott an und seinen Sohn Jesum Christum, der da Sünden vergiebt.

Jener Tet-kong war nicht unter denen, die sich durch die Flucht retten konnten. Er wurde ergriffen und sollte hingerichtet werden. In einer langen Reihe knieten die Verurteilten an der Landstraße. Der letzte unter ihnen war Tet-kong. Als der Henker an ihn herantrat, um ihm das Haupt abzuschlagen, vermochte er es nicht mehr. Das Beil war stumpf und der Arm lahm geworden. Dazu war es spät geworden. Die Abendschatten hatten sich gelagert. Man rief ihm zu, er möge sich beeilen. Dreimal schlug der Henker in den Nacken des Knieenden, stieß ihn mit dem Fuß an, fluchte und ging davon. Der totwunde Mann kroch ins nahe Gebüsch und erreichte nach unsäglichen Anstrengungen

sein Dorf, wo er lange zwischen Tod und Leben schwebte und dann genas.

A-Bau und Tet-kong opferten nicht mehr den Göttern, sondern beteten und schrieen zu dem neuen Gott, dessen Sohn Jesus Sünden vergiebt. Es mag ein eigenes Beten und Schreien gewesen sein, aber Gott hörte es und erbarmte sich der beiden wilden Gesellen.

Als das Wort klar und deutlich ihnen verkündigt wurde, fiel es in zubereitete Herzen und faßte sie mächtig. Sie fanden Frieden durch das Wort und ließen sich taufen. A-Bau und Tet-kong wurden treue Mitglieder der Christengemeinde. Oft habe ich sie in ihren Häusern besucht. Der Sohn des Tet-kong wurde mein Schüler und zeichnete sich durch große musikalische Begabung aus. Leider starb er früh.

Wenn bei der Feier des heiligen Abendmahls meine Hände auf dem gebeugten Haupte des früheren Räubers ruhten, dann fiel mein Blick auf die drei fingertiefen Furchen, die der Henker mit dem stumpfen Beil gezogen, und ich dachte an den Brand, der aus dem Feuer gerettet war.

Nun sind die beiden beim Herrn und preisen Ihn, dessen Blut von allen Sünden reinigt, und der aus Satansknechten Gotteskinder schaffen kann. —

In Yong-heu, vor den Thoren der reichen Handelsstadt Samto-tschuk, das ich im Lauf des Tages besucht hatte, schenkte mir der Herr am Abend reichlich Gelegenheit, das Wort zu sagen. In den Straßen Samto-tschuks hatte ich, gefolgt von einem lachenden, spottenden Menschenhaufen, mehrere Hundert Traktate verkauft und auf den offenen Plätzen der Stadt gepredigt. Einst besaßen wir in dieser Stadt eine kleine Kapelle. Sie wurde niedergerissen. Nach langen gerichtlichen Verhandlungen vor dem Mandarin in der Kreisstadt mußten wir eine Entschädigungssumme annehmen und den Grund und Boden, auf dem die Kapelle stand, der Stadt zurückgeben. Heute erhebt sich dort, wo die Evangeliumshalle manchem suchenden Heiden geöffnet war, ein Tempel, der dem Kriegsgott geweiht ist. Ich war nach langem Wandern durch die gluterfüllten, engen Straßen an dem Tempel vorbeigekommen, und die Heiden hatten mich so eigen angeblickt und sich gegenseitig angelacht. Als ich nachher in einer Garküche rastete und etwas Speise verzehrte, war ein Diener des Rats gekommen und hatte mit mir ein langes Gespräch geführt.

Am späten Nachmittag war ich nach Yong-heu zurückgekehrt, wo ich in dem Hause eines lieben Christen, der nun schon beim Herrn ist, übernachtete. Unterwegs war mir durch die Seele gegangen, was mir die Heiden und Christen erzählt hatten. Der Ratsherr der Stadt Samto-tschuk, der die Zerstörung der Kapelle angeordnet hatte, war von einer schweren, unheilbaren Krankheit befallen worden. Während seiner Krankheit mußte er noch erleben, daß sein Enkel plötzlich erkrankte und starb. Auch sein Sohn starb. Die Chinesen halten einen solchen Fall immer für ein Gericht des Himmels, für einen Racheakt der Götter oder des verstorbenen Ahnen, der seinen Zorn über seine Nachkommen dadurch zu erkennen giebt, daß er dieselben plötzlich sterben läßt. Der Ratsherr ließ die Mitglieder des Magistrats rufen und sprach zu ihnen: „Seht euch vor den Christen vor. Laßt sie in Ruh' und habt nichts mit den Kapellen zu thun. Mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln habe ich die Christen verfolgt und bin darum meines Lebens nicht froh geworden. Zwei Geschlechter sind vor meinen Augen ins Grab gesunken, und ich, nachdem ich ihren Tod mit angesehen habe, gehe, durch eine furchtbare Krankheit vernichtet, hoffnungslos und ohne Erben aus dieser Welt. Das ist eine Strafe des Himmels."

In Yong-heu freute ich mich der Ruhe des Abends. Eine große Heidenversammlung hatte sich eingefunden. Von den Bergen wehte ein köstlicher Wind und rauschte in den Bambushainen. Am Himmel prangten die lichten Sterne. Wir saßen auf der großen Dorftenne. Die dunklen Gestalten der Heiden waren im Dämmerlicht einiger kleinen Lämpchen sichtbar. So saßen wir bis in die tiefe Nacht hinein und predigten und hörten.

Ich ergriff zuerst das Wort und redete von Jesu. Dann forderte ich meinen lieben Gehülfen Tai auf, der mit mir den ganzen Tag umhergewandert war, eine Heidenpredigt zu halten. Ich habe den Mann sehr lieb gewonnen. In schlichter, einfältiger Weise predigt er den Heiden das Wort Gottes mit einem Ernst, der nur aus eigener Erfahrung herausgewachsen sein kann. Freundlich widerlegt er die Einwürfe seiner Landsleute und paßt eine günstige Gelegenheit ab, um einen Pfeil in die Seele seines heidnischen Zuhörers zu werfen.

„Brüder und Freunde," beginnt Tai, „ich will euch erzählen, wie ich ein Christ geworden bin."

Berliner Miſſionshaus am Perlfluß in Kanton.

Ich horchte auf. Solche persönlichen Erfahrungen haben für den Missionar einen doppelten Wert: sie gestatten ihm einen genauen Blick in das Innerste eines Chinesenherzens und geben ihm eine Probe, wie das Evangelium seine Kraft und Wahrheit auch an einem Chinesenherzen ausübt.

„Mein Jugendname ist Schui-len. Als solcher bin ich vielen unter euch bekannt. Ich war ein geister- und götterfürchtiger Jüngling. Früh widmete ich mich dem Kaufmannsstand und war in verschiedenen Geschäften thätig. In Sam-to-tschuk lernte ich den Tabaks- und Farbwarenhandel kennen und trat endlich in ein Mattengeschäft in Phin-san ein, wo ich elf Jahre blieb und mir die Gunst und das unbedingte Vertrauen meines Chefs erwarb. Wenn am Ende des Jahres, wie üblich in dem Kaufmannsstande, das große Opfer dem Gott des Reichtums dargebracht wurde, das wir nachher verzehrten, denn die Götter genießen nur den Duft der Speisen, und darnach der Überschlag des Gewinnes eines ganzen Jahres — das sogenannte Nga-tsi — gemacht worden war, erhielt ich mit meinen Mitangestellten den bestimmten Gewinnanteil. So ersparte ich mir eine kleine Summe.

Auf meinen ausgedehnten Reisen kam ich oft nach Kanton und Hongkong. In Kanton traf es sich, daß ich an einem schwülen Sommertag in eine evangelische Kapelle ging, um dort etwas Kühlung zu suchen. Ein chinesischer Prediger, der auf einem erhöhten Pult stand, redete. Ich lauschte seinen Worten, doch blieb mir alles unverständlich. Ich vernahm deren keins und wußte nicht, was da gesagt war. Später kam ich in eine Missionskapelle am fünf Genienthor, aber die Predigt machte nicht den geringsten Eindruck auf mich. Kein Satz blieb in meinem Gedächtnis haften. Spurlos zog alles an mir vorüber. In Hongkong hörte ich in einer Missionskirche einen Europäer predigen. Ich horchte auf, ich lauschte, aber mein Herz blieb unberührt wie vorher.

Ich lebte schlecht und recht und blieb durch Gottes Gnade von all den Lastern frei, die hier in China so furchtbar herrschen. Während meine Kameraden nach dem Abendreis die Spielhöllen und schlechten Häuser der Großstadt aufsuchten und leer im Beutel und ingrimmig im Herzen von ihren tollen Vergnügungsfahrten zurückkehrten, blieb ich im Schiff, mit dem ich Waren

nach Kanton gebracht, lag auf meiner Matte und las beim Schein des Öllämpchens Gedichte und Theaterstücke. So kehrte ich nach Phin-san zurück, unberührt, tot im Herzen.

Der Wunsch, mehr zu lernen, und der Drang, vorwärts zu kommen, trieben mich nach Schak-lung. Dort wollte ich in den großen Mattenwebereien Arbeit suchen. Vorher aber beschloß ich, den Gott meiner Jugend, den mächtigen Tham-kung zu fragen, ob er meinem Vorhaben günstig sei. Ich weiß es noch heute, wie sorgfältig und peinlich ich alles beobachtete, um den Gott Tham-kung günstig zu stimmen. Ich fastete drei Tage lang, wusch meinen Leib und meine Kleider, kaufte Kuchen und Früchte, die ich als Opfer dem Gott darbringen wollte und betrat klopfenden Herzens den Tempel. Nachdem der Priester die Glocke geläutet, um den Geist herbeizurufen, und ich mein Opfer aufgestellt hatte, verbrannte ich feierlich vor dem dunklen Bildnis des Tham-kung einen roten Zettel, auf dem mein Name, mein Wohnort, mein Alter und mein Heroskop verzeichnet waren, und blieb eine halbe Stunde lang in anbetender Stellung vor dem Götzenbild liegen.

„Warum thatest du das?" warf ich ein.

„Ich dachte, der Gott ist so beschäftigt und hat täglich eine solche Menge Bittsteller abzufertigen, daß ich nicht wagte, durch mein Drängen und Eilen den Unwillen des Tham-kung hervorzurufen."

„Endlich erhob ich mich," fuhr Tai zu den Heiden gewendet fort, „und warf dreimal die beiden Dualhölzer und siehe, dreimal fielen sie glücklich. Das war ein gutes Omen. Voller Freude ergriff ich den Bambusbecher mit den Losen und schüttelte. „Großer Ahnherr," betete ich mit lauter Stimme, „ich, dein unwürdiger Knecht, komme zu dir. Ich bin unwissend, du bist allwissend, hilf mir. Siehe, ich will nach der Stadt Schak-lung, um dort mehr Kenntnisse zu erwerben und mehr Geld zu verdienen, gieb mir ein Zeichen, daß du mir gnädig bist," — da flog ein Stäbchen aus dem Becher, und ich erhielt folgendes Orakel, das mir der Priester nach der Nummer des Stäbchens darreichte:

Zieh hin, wohin sich richt't dein Blick!
Was du auch suchst, du find'st dein Glück.

Wer war glücklicher als ich! Gott Tham-kung hatte mir ein unwidersprechliches Zeichen seiner Gunst gegeben. Nichts konnte mir fehlen. Ich stürzte nieder auf mein Angesicht und dankte dem Götzen aus tiefstem Herzensgrunde.

Schnell raffte ich meine Sachen zusammen, nahm Abschied und fuhr nach Schak-lung. Ich war meines Erfolges so sicher, daß ich mich nur bis Schak-lung mit Reisegeld versehen hatte. Nun ging ich ans Suchen. Ich wanderte von einer der dreißig großen Mattenwebereien zur andern. Aber welch bittere Enttäuschung! Überall wurde ich abgewiesen. Auch nicht das geringste Zeichen der Ermutigung wurde mir zu teil. Nie war ich in meinem Leben so tief entmutigt, so verzweifelt, als da ich durch die Straßen Schak-lungs lief, und keine Thür sich mir öffnete, und keine Hand sich nach mir ausstreckte.

Ich suchte mir kümmerliche Arbeit, hungerte und sparte, bis ich das Reisegeld hatte, dann kehrte ich nach Phin-san zurück. Ich ging nicht zu meinem früheren Prinzipal. Ich schämte mich. Mein Glaube an Tham-kung hatte einen gewaltigen Stoß erlitten. Ich durchlief in meiner Erinnerung alles, was ich gethan hatte, um den Gott günstig zu stimmen. Ich fühlte, daß ich mich keines Versäumnisses schuldig gemacht hatte. Wie waren die Zeichen so günstig, und wie wurde ich so jämmerlich betrogen!

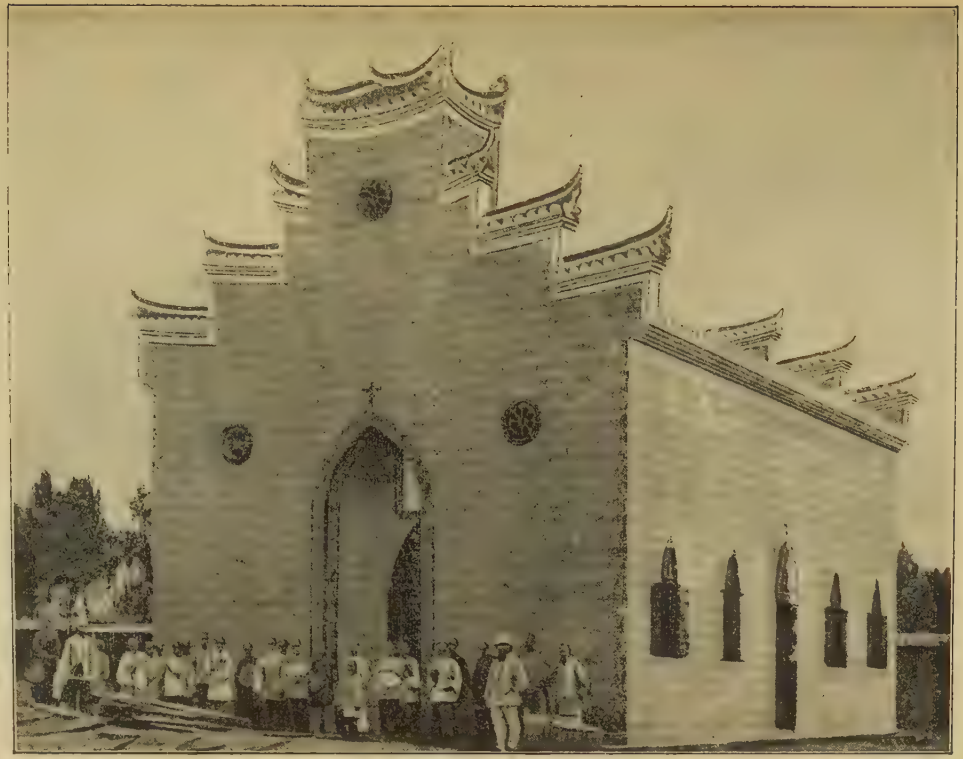
Nach einiger Zeit erwachte der Gedanke in mir: Geh noch einmal nach Schak-lung, versuch es noch einmal. Ich ging. Trotzig kehrte ich dem ungetreuen Gott den Rücken und fragte nichts nach trügerischem Omen und nach lügnerischem Orakel.

Gleich im ersten großen Mattengeschäft, in dem fünfzehn bis zwanzig junge Leute arbeiteten, wurde ich nach kurzer Prüfung unter günstigen Bedingungen angestellt. Mein Chef war ein Christ und gehörte zu einer kleinen, evangelischen Gemeinde, die sich dort durch die Arbeit eines deutschen Missionars gesammelt hatte. Damals verstand ich das aber nicht. Ich arbeitete mit Lust und Liebe. Wenn grade keine Kunden kamen, pflegte mein Prinzipal allerhand merkwürdige Lehren vorzutragen von neuen Göttern, wie ich sie nie gehört. Abends zog mein Chef bessere Kleider an und verließ das Haus. Ich war lange der Meinung, er besuche die öffentlichen Häuser. Wenn ich auch solches Leben nie geführt hatte, so erschien es mir bei andern als keine Schande,

sondern als etwas Gleichgültiges, das mich nichts anginge. Nach und nach erfuhr ich, daß mein Chef in die kleine Evangeliumshalle ginge, die im Orte war. Nach und nach ergriff ich auch das Wort und versuchte den Geschäftsherrn zu widerlegen, wenn er uns seine neuen Götter verkündigte. Wenn auch der Gott Tham-kung in meinem Herzen vom Thron gestürzt war, so war die Macht der Gewohnheit noch zu groß. Ich verteidigte die alten Götter gegen den neuen Gott, der mir als ein Eindringling erschien, und kämpfte für einen Glauben, den ich eigentlich nicht mehr besaß. Ich disputierte oft mit großer Schärfe und merkte, daß es meinem Prinzipal nicht einmal unlieb war, wenn ich ihn rücksichtslos angriff. Meine Kameraden beteiligten sich nicht daran, sondern lachten, wenn Rede und Gegenrede hin- und herfuhren wie das Schifflein beim Weben der feinen Matten.

Eines Tages fragte ich meinen Herrn: „Ich möchte auch einmal die Kapelle besuchen. Willst du mich nicht mitnehmen heute abend?" „Herzlich gern," antwortete dieser. Und als der Tag sich zu Ende neigte, und wir uns gebadet und gegessen hatten, gingen wir in die Kapelle. Etwa zwanzig Menschen waren dort versammelt. Der treffliche Prediger Yen-nga-kok, der durch den Berliner Missionar Hanspach zum Herrn geführt war und die Taufe erhalten hatte, predigte. Da kam meine Stunde, daß ich glauben lernte. Was der Prediger redete, von Gott, von seinem Sohn, von seiner Liebe zu armen, verlorenen Menschen drang unaufhaltsam in mein Herz. Ich war bis ins Innerste meines Gemüts erschüttert. Schweigend ging ich mit einem Christen, der in Schak-lung Barbier ist, durch die nächtlichen Straßen, und bis an den lichten Morgen lag ich auf meinem Lager und erwog in meinem Herzen das Gehörte.

Am nächsten Morgen besuchte uns der Prediger und hatte ein langes, ernstes Gespräch mit mir. Täglich wanderte ich nun abends in die Kapelle, und den Sonntag heiligte ich nach Gottes Gebot. Dafür war ich in der Woche fleißiger und verdiente mehr als meine Kameraden. Gottes Gnade war mit mir und stärkte meinen Glauben. Als ich meine Heimat besuchte, eilte ich zu meinem Freunde, eurem Verwandten Tschu-a-min, und erzählte ihm, was Gott an mir gethan habe. Da wurde auch er gläubig. Und als ich Neujahr, als Ältester der Familie, die Ahnenhalle zu schmücken hatte, sagte ich den Meinen, das thäte



Kirche zu Sin-yin.

ich nicht, da ich an Gott glaubte und entschlossen sei, nicht mehr den Göttern zu dienen. Sie sollten nur kommen, ich wollte in der Ahnenhalle eine andre Feier veranstalten. Sie kamen, und ich verkündigte ihnen, was mein Herz so tief bewegte. Sechs Monate später wurde ich getauft.

Gottes Gnade ist weiter mit mir gewesen, daß ich habe in der Missionsschule lernen dürfen und bin nun ein Prediger des Evangeliums geworden, welches uns Menschen gewißlich retten kann, und welches auch euch geprediget wird, damit ihr verlasset eure toten Götzen, zu dienen dem lebendigen Gott . . . . . ." So erfüllte sich das Orakel des Gottes Tham-kung:

Zieh hin, wohin sich richt't dein Blick!
Was du auch suchst, du find'st dein Glück.

Das Glück hat der liebe Tai gefunden und bis heute durch Gottes Gnade festgehalten. —

Eines Tages trat ein hochgewachsener, kräftiger Chinese in mein Studierzimmer. Sein Name sei Lyong, sagte er, er sei vor kurzem aus Kalifornien heimgekehrt. Er habe gehört, daß ich eine längere Missionsreise unternehmen wolle, und bäte um die Erlaubnis, mich begleiten zu dürfen, um mit seinem Nebelbilderapparat in den heidnischen Dörfern Bilder aus dem Leben Jesu zu zeigen. Nach längerem Gespräch sagte ich willig zu.

Lyong war lange in San Franzisko gewesen und hatte als Besitzer eines Gasthauses sich viel Geld erworben. Eines Tages hörte er das Evangelium. Er ergriff das Wort mit der ganzen Energie seines Charakters, ließ sich taufen, gab sein Geschäft auf und kehrte nach China zurück, um unter seinen Landsleuten als unbesoldeter Evangelist zu wirken. In Amerika kaufte er einen kostbaren Nebelbilderapparat und herrliche Bilder aus dem Leben der Heiligen des alten und neuen Bundes, namentlich von dem fortlaufenden Leben des Heilandes, sowie ein Harmonium, eine Geige und eine Flöte. Er hatte Unterricht bei einem tüchtigen Musiker genommen und spielte mit ziemlicher Fertigkeit die drei Instrumente.

Am nächsten Morgen gegen zwei Uhr bestiegen wir die Passagierdschunke, die flußaufwärts fährt. Vor mir lag die gewaltige Heidenstadt in den weichenden Schatten der Nacht. Auf dem Perlstrome regte sich das tausendfältige Leben. Schwer beladene Dschunken schwankten vorüber, und die spitzen Pfeilbote,

von kräftigen Ruderern getrieben, huschten mit der steigenden Flut über die Wasser. Die Stadtthore wurden geöffnet, und in dem nahen Buddhistentempel wurden Vorbereitungen zur Frühmette vor den drei goldenen Buddhabildern getroffen. Um meinen gestörten Schlaf nachzuholen, hatte ich auf dem Schiffsdeck meine Matte ausgebreitet, mich in eine Decke gehüllt und schlief trotz des Lärms einer abfahrenden chinesischen Dschunke auch ein.

Ich träumte, ich wäre in einem sonnendurchglänzten Dom und hörte einen herrlichen Gesang. Ich erwachte. Die Sonne schien mir ins Gesicht. Die Stadt lag schon weit hinter uns. Eine reinere Luft wehte über dem breiten Fluß. Lyong saß am Harmonium und sang mit einigen Schülern des Predigerseminars und meinen Begleitern, die mit mir die Missionsreise machten, ein geistliches Morgenlied. Ich erhob mich rasch und sang mit. Die zehn oder zwölf Ruderknechte tauchten ihre langen Ruder in die Flut und begleiteten wie im Takte den kräftigen Gesang. Die Bauern in den Reisfeldern am Ufer hoben verwundert die Häupter auf und lauschten dem Choral auf der schwimmenden Missionskapelle. Nach dem Liede hielt ich die Morgenandacht. — Lyong machte sich mit allen, die auf der Dschunke waren, bekannt. Mit einem Scherzwort war er unter den Ruderknechten, und während die Ruder in die Wasser tauchten und sich wieder hoben, tauchte sein Wort von Jesu in die Seelen der Männer, die er für sich gewonnen hatte, und die ihm aufmerksam zuhörten.

Am späten Nachmittag erreichten wir unser Ziel. Träger wurden gedungen, und nun wanderten wir durch das Land. Jeden Abend konnten wir bei lieben Christen übernachten. Dann sammelte Lyong die Dorfbewohner, jung und alt, um sich; jeden wußte er anzustellen, jeder mußte ihm helfen und Handreichung thun. Mit seinem Apparat warf er herrliche Bilder aus dem Leben des Heilandes auf die weißen Wände der Ahnen- und Götzentempel, und in seiner kurzen, abgerissenen Weise erklärte er jedes Bild und predigte mit einer Begeisterung, daß mir das Herz warm wurde. Am Schluß redete ich einige Worte an die Versammelten und betete. Die Dorfbewohner verhielten sich sehr still und waren freundlich. Nur einmal erhob eine Frau ihre Stimme und kreischte in die aufmerksame Versammlung hinein, wir brächten durch unsere Zaubereien Unglück über das

Tschu-thong-au mit Rittergut.

Dorf. Ein Mann aber gebrauchte einige kräftige Ausdrücke, worauf sich die zornige alte Dame eiligst zurückzog.

Nach einer längeren Besprechung über eine Stelle der heiligen Schrift, der alle meine Begleiter mit Bibeln in den Händen beiwohnten, und die ganz besonders unserem Freund Lyong gefiel, zogen wir des Morgens unsere Straße weiter. Wo sich nur Gelegenheit darbot, predigten wir. Lyong ging uns allen voran und blies dann und wann auf seiner Flöte ein geistliches Lied. Wenn ich einmal zurückblieb und ihn aus den Augen verloren hatte, erklang aus der Ferne sein Lieblingslied: „Wo findet die Seele", und ich fand ihn bald wieder unter einem mächtigen Banianenbaum stehend, wo er durch die Töne seiner Flöte eine Heidenschar um sich gesammelt hatte, der er in seiner köstlichen, einfältigen Weise predigte. —

Ich predigte einst in meiner Kapelle in Fu-mui über den verlorenen Sohn. Da öffnete sich die Thür, und herein trat der verlorene Sohn. Ich kannte den jungen Mann, der nicht von der Thür wegging und so scheu und trotzig um sich blickte, sehr wohl. In meine Schilderung des Elendes des verlorenen Sohnes mischte sich unwillkürlich das, was ich von jenem Verlorenen wußte. Sein Leben war so voller Sünde und Schande, daß sich selbst die Heiden der Nachbarschaft über ihn aufhielten. Der Jüngling hob das Haupt auf und blickte mich mit seinem wilden, wüsten Gesicht an. Schließlich wurde meine Predigt zu einem Zwiegespräch mit seiner armen, verlorenen Seele. Ich schilderte die Liebe des Vaters, der da steht und die Landstraße hinabschaut, ob sein Kind nicht wieder heimkommt. Und als die zerlumpte Gestalt des Sohnes daher wankt und schwankt, legen sich die Arme des Vaters um den Hals des Heimgekehrten: „Dieser, mein Sohn, war tot und ist nun wieder lebendig geworden." Nach der Predigt kam jener junge Mann zu mir, weinend, betend, büßend: „Der verlorene Sohn bin ich." Es wurde anders mit ihm. Später verlor ich ihn aus den Augen, aber ich freute mich zu hören, daß er auf den Sandwichsinseln als Lehrer an einer chinesischen Schule eine Anstellung gefunden habe und sich zu der chinesischen Christengemeinde halte, die zum größten Teil aus ausgewanderten Christen unserer Gemeinden in China besteht.

Ein Gelehrter Li-siu-tshoi, der unter vielen Kämpfen und Verfolgungen seinen Glauben bewährt hat, hielt mit den Schülern eine Katechese über eine Predigt, die ich am Vormittag gehalten hatte. Ich hatte das Evangelium vom kananäischen Weiblein behandelt. Da hörte ich, wie Li sagte: „Es klingt wohl hart aus dem Munde des Heilandes, wenn er uns Heiden Hunde nennt. Doch nur er darf uns so nennen, denn er ist der Herr, und er nennt uns Heiden mit dem Namen, um aus dem Herzen des armen Weibes den Glauben an ihn zu locken . . .“ Und in seinem Schlußgebete sprach er: „Lieber Heiland, wir sind unrein, schmutzig wie die Hunde, aber wir kommen zu dir . . .“

In Wanglak, einem Marktorte am Ostfluß, war es uns nach vielen Schwierigkeiten gelungen, eine alte Opiumhölle käuflich zu erwerben und dieselbe in eine Evangeliumshalle umzuwandeln. Ich bat den oben erwähnten Li, der als Dichter einen Namen hat, mir für zwei Holztafeln, die in der Predigthalle aufgehängt werden sollten, eine passende Inschrift anzufertigen. Da hängen nun die beiden Tafeln und tragen auf schwarzlackiertem Grunde schöne eingegrabene, chinesische Zeichen, die vergoldet sind. Die Inschrift, ein passendes Thema für die Heidenpredigten, die in jener Halle gehalten werden, lautet übersetzt:

Mit Buße säume nicht. Such' Jesum, der sein Licht,
Sein Heil und Frieden giebt ins Herz, Er hält, was er verspricht. —

Aus der Predigt eines meiner chinesischen Evangelisten notierte ich mir folgendes Gleichnis: „Das Schiff muß im Wasser sein, nicht das Wasser im Schiff. Die Seele lebt wohl in der Welt, doch darf die Welt nicht in der Seele leben. Ist das Wasser im Schiff, so versinkt es; erfüllt die Welt die Seele, so geht sie verloren. Sieh, wie der Schiffer Tag und Nacht darauf achtet, ob das Wasser durch die Ritzen der Schiffsplanken gedrungen ist, sieh, wie er stündlich das Wasser aus dem Schiffe schöpft. So schöpfe auch du durch Buße und Glauben die Weltwasser und den Sündenschlamm aus deiner Seele . . .“ —

Ich war eines Tages mit dem Studium der Sprache beschäftigt und las die chinesische Bibel. Plötzlich unterbrach mich mein Lehrer, der obenerwähnte Li, der damals noch Heide war, und sagte: „Viele Aussprüche in der heiligen Schrift decken sich mit denen des Confucius. Was dieser in seinen Analekten sagt, ist vielfach

Gemeindeglieder der Berliner Station Fu-mui.

gleichwertig mit dem, was in der Bibel steht." Ich stand auf, holte ein Mikroskop und zeigte dem Li zuerst ein Stückchen der feinsten Seide und dann einen Moskitoflügel. Während bei jenem die einzelnen Seidenfäden grob und unregelmäßig dalagen, zeigte sich der Flügel bei schärfster Vergrößerung als ein schönes, reiches Gebilde. „Das eine ist Menschenwerk, das andere ist eine Gottesschöpfung", sagte ich. „Nimm das tiefste Wort, das Confutius geredet hat, und versenke dich betend in das Wort, das ich soeben aus dem Johannesbrief dir vorgelesen habe: „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist." Du kennst das Gebot, das Confucius giebt, welches vielleicht am meisten Ähnlichkeit mit einem Wort des Heilandes hat: „Alles, was ihr nicht wollt, das euch die Menschen thun, das thut ihr ihnen nicht." Der Herr spricht: „Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch." Das eine ist negativ und passiv, das andere ist positiv und aktiv. Das eine gleicht dem Priester und Leviten, die nichts Böses thun, aber an dem Totwunden vorübergehen. Das andere gleicht dem barmherzigen Samariter, der sich über den Mann beugt und ihm die Wunden verbindet. Das eine ist gleich dem Mondlicht silbern und klar, aber kalt und frostig, das andere gleicht dem warmen Sonnenschein mit seinem Licht und Leben." —

Mit meinem lieben Gehülfen, dem chinesischen Prediger Yap, pflegte ich von Zeit zu Zeit eine Missionswanderung durch die Sa-li-yen- und Ban-yi-Kreise zu machen. Yap ist eine hagere Erscheinung in blauem Gewand. Der Zopf hängt stets sorgfältig frisiert im Nacken. In der Rechten trägt Yap einen Fächer, in der Linken sein geliebtes Neues Testament. Yap singt gerne, wenngleich etwas falsch. Es ist wunderbar, daß die Chinesen ein eigenes Ministerium der Musik haben, und doch nirgends so schlechte Musik gemacht wird, wie in China. Yap war früher Confucianer und zeigt eine außerordentliche Gewandtheit in seinen Disputationen mit Gelehrten, die ihn hoch schätzen. Wenn er predigt, so bewegt er sich gern in den edlen Ausdrücken der Confucianischen Sprache. Dadurch hat seine Predigtweise für gebildete Chinesen etwas sehr Anziehendes. Seitdem er sich von

Confucius zu Christo gewandt hat, studiert er eifrig die Bibel und ganz besonders die Briefe des Paulus.

„Wie bist du eigentlich zum Glauben gekommen, Yap?“ fragte ich meinen Begleiter.“

„Durch ein Wunder“ antwortete er feierlich.

„Erzähle“, bat ich ihn.

„Als heidnischer Lehrer machte ich einst eine kleine Reise. Unterwegs bekam ich von jemand einen christlichen Traktat und las ihn durch. Mehrere Tage darauf hatte ich des Nachts einen wunderbaren Traum. Mir träumte, ich wanderte mit einem Unbekannten über Land. Wir kamen an einen See. Mein Begleiter und ich steigen in einen Nachen, der am Ufer liegt, und fahren hinaus. In der Mitte des Sees erhebt sich ein Sturm, die Wogen spülen ins Schiff, das sich füllt und untersinkt. In meiner Angst schreie ich laut um Hülfe. Da faßt mich eine kräftige Hand, reißt mich aus Not und Tod und stellt mich aufs Ufer. Ich verneigte mich tief und fragte: „Wie ist dein hoher Geschlechtsname, o edler Retter?“ „Du wirst ihn noch hören,“ sprach er und verschwand vor meinen Blicken.“

„Bald darauf, am heiligen Weihnachtsfeste, machte ich mich auf, um dem Gottesdienst der Christen in dem kleinen Marktorte Sa-li-hen beizuwohnen. Unser lieber, ordinierter chinesischer Pastor Wong, der nun schon heimgegangen ist, war hier stationiert. Wong betrat die Kanzel. Da erkannte ich in ihm den, mit dem ich im Traum die Wanderung gemacht hatte. In seiner Predigt schilderte Wong, wie die Welt einem Meere gliche, das uns in seine Tiefen risse. Wir sinken und ertrinken. Nur Einer kann uns retten, nur Einer faßt dich bei der Hand und reißt dich heraus: Jesus, den Gott gesandt. Da erschien wieder die Traumgestalt auf dem Meere und trat vor die Blicke meines Herzens. Ich kehrte nach Hause zurück und erlebte eine Gebetserhörung, die mich bewog, mich mit Ernst dem Herrn zuzuwenden.“ —

Vor einigen Jahren kam eine alte Christin zu mir und bat um Aufnahme in die Mädchenschule. Sie habe ihren Reis mitgebracht, um sich selber zu beköstigen; ich solle ihr nur erlauben, mehr zu lernen, damit sie, wie sie sagte, den Heiden in ihrem Dorfe besser Rede und Antwort stehen könne. Nun, solche Rede gefiel mir ausnehmend gut. Mir gefiel das Mütterchen mit dem lieben, runzligen Gesicht schon lange gut. Als ich einst in ihr

Haus kam, das links auf dem Wege nach der Kreisstadt von dichtem Bambusgebüsch umgeben liegt, war sie so freundlich und geschäftig, mich zu bewirten. Dann lief sie eilend und holte die Nachbarn zusammen. „Seid recht stille und hört zu", ermahnte sie die Heiden. Ein Mann mit seinem Kinde auf dem Arm schien aufmerksam zuzuhören. Als das Kind unruhig wurde und die Aufmerksamkeit des Mannes ablenkte, steckte die alte Wong-a-nyong, so hieß jene alte Christin, dem schreienden Chineslein Kuchen in den Mund, um es zu beruhigen.

Mutter Wong lernte tapfer den Katechismus, den sie auch mit allen Erklärungen gründlich erfaßte. In der Abenddämmerung war es, da saß die alte liebe Wong-a-nyong vor meiner Frau und mir. Ich sagte: „Große Schwägerin" — man muß immer höflich sein in China — „große Schwägerin, wie bist du eigentlich zum Glauben gekommen?" Da reckte sich die kleine Gestalt: „Mich hat der Herr in Gnaden geführt. Ich war eben jung verheiratet, als der furchtbare Thai-ping-Aufstand seinen Anfang nahm. Fung-syu-tshen trieb seine Scharen von Provinz zu Provinz, alles vor sich her erdrückend und verheerend, bis vor die Thore Nangkings. Hier gründete er sein Friedensreich mit märchenhafter Pracht und Herrlichkeit.

Auch mein Mann war unter den ersten Anhängern Fungs und hatte es schließlich bis zum Hausminister gebracht. Mit meinem Säugling war ich mitgezogen von Schlacht zu Schlacht, von Provinz zu Provinz, bis ich endlich mit meinem Mann in der alten Hauptstadt der Ming-Kaiser einen Mandarinspalast bezog. Im Heere des Fung war das Anbeten der Götzen, das Opiumrauchen und Spielen verboten. In der ersten Zeit rief der Thai-ping-Kaiser auch seine Scharen um sich und betete mit ihnen. In Nangking fing ich an zu sammeln, was mein Mann von seinen Beutezügen mitbrachte, und viele Kleinodien breitete er vor meinen Augen aus. Mein Kummer war groß, als er auch, nach dem Vorbild seines Kaisers, gefangene junge Weiber ins Haus führte.

Dann brach die Herrlichkeit des Reiches zusammen, und Nangking wurde von den kaiserlichen Truppen erobert. Durch die Straßen der alten Kaiserstadt schritt das Verderben. Was vor die Klinge kam, wurde niedergemacht; in den Gassen watete man bis an die Knöchel im Blut. Vor meinen Augen wurde

mein Mann niedergehauen. — Ich floh durch eine Hinterpforte ins Freie. Ein Soldat des kaiserlichen Heeres riß mir das Bündel mit den Schmucksachen vom Arm. Auch mein ältester Sohn — ich trug noch einen zweiten Sohn auf dem Arm — kam mir im wilden Getümmel abhanden. Von dem Menschenhaufen hin und her gezerrt und gerissen, sah ich plötzlich fremde Männer vor mir in seltsamer Tracht. Englische Seesoldaten waren es, die dem Blutvergießen Einhalt geboten und die Flüchtlinge zu retten versuchten. Sie hatten Boote gelandet und trachteten danach, die dem Schwert entronnen waren, auf die Schiffe zu retten. In meiner Angst lief ich davon. Einer der Soldaten aber sprang mir nach und riß mir das Kind aus dem Arm. Wo mein Kind bleibt, da bleibe ich auch, dachte ich und eilte dem Soldaten nach. Ich kam ins Boot und wurde auf ein Kriegsschiff gebracht. Angstvoll kauerte ich mich mit dem Kinde in einen Winkel. Ich flehte zu dem großen, unbekannten Gott, er möge mich behüten, daß mir kein Leid widerfahre. Ich glaubte noch an die wilden Geschichten, die über die Europäer im Umlauf waren.

Ganz in meiner Nähe befand sich die Kajüte des Kapitäns, der am Tische saß und aß. Mein Kind, das ich auf den Boden gesetzt hatte, war in die Kajüte gerutscht und hielt sich am Tischbein fest. „Hallo", rief der Mann mit dem langen Bart lachend, „du willst wohl auch essen", und reichte meinem Kinde Brot und Früchte. Da schwand mit einem Schlage alle meine Furcht. Das muß ein Mann Gottes sein, dachte ich. Oft habe ich für den Schiffskapitän gebetet, und bis heute denke ich gern an ihn. Er redete in seiner Sprache freundliche Worte zu mir und streichelte meines Kindes Kopf. Als das Schiff Hongkong erreichte, gab mir der Kapitän Geld, zeigte nach den Bergen des Festlandes und ließ mich an Land setzen.

Ich kehrte in meine Heimat zurück und hielt mich still und verborgen. Die Götzen mochte ich nicht mehr anbeten. An jedem siebenten Tag stellte ich zwei Lichter auf den Tisch, warf mich auf das Angesicht und betete Schong-ti, den höchsten Gott, an. So trieb ich es lange Jahre.

Eines Tages erzählte mir ein Bekannter: „Jenseits der Berge ist eine Christengemeinde, der viele frühere Anhänger des Fung-shu-tshen beigetreten sind. Die Leute beten auch Gott an."

主祈禱文

我儕在天之父。願爾名尊為聖。爾國降臨。爾旨得成。在地如在天焉。今日所需之糧。賜與我儕。赦免我儕罪債。如我儕亦赦免人之罪債。勿引我儕入於誘惑。惟救我儕出於凶惡。因國權榮。皆爾所有。至於永遠。啞唍。

Ich ging hin, ich hörte jeden Sonntag den lieben Hirten Wong-kong-fuk, trat in den Taufunterricht und wurde getauft."

So erzählte die liebe Alte. Sie hielt treu aus in der Schule. Tapfer lernte sie in ihrem hohen Alter die schweren, chinesischen Zeichen. Dann kehrte sie in ihr heidnisches Dorf zurück und wirkte noch kurze Zeit freiwillig aus Liebe zum Herrn unter den Verwandten und Nachbarinnen. Bald darauf rief sie der Herr heim in sein himmlisches Reich. Aus viel Sturm und Not hatte der Herr diese Seele gerettet in seinen Friedenshafen. —

Ich fuhr durch die Straße von Formosa. Es war um Mitternacht. Da flammte plötzlich auf der wildzerrissenen Küste Chinas ein mächtiger Leuchtturm, aus weißem Sandstein gebaut, auf. In demselben Augenblick hörte ich den Ruf übers Schiff: „Gützlaff." Ich trat zu dem wachhabenden Offizier und fragte ihn: „Wen rufen sie da?" „Der Leuchtturm ist nach Gützlaff genannt," antwortete der Mann.

Unter vielen Mühen und Beschwerlichkeiten hat Gützlaff, der erste deutsche Missionar, versucht, das Evangelium in das versiegelte und verschlossene Land zu tragen. Er hat die Bibel ins Chinesische übersetzt. An der Küste ist er hin- und hergefahren und hat mit seinen Gehülfen Traktate und Bibelteile verbreitet. Wie viel davon aufgegangen ist, weiß man nicht. Vieles ist untergegangen. Die Chinesen haben Sohlen aus den Buchdeckeln gemacht. Manche Bibel hat man auch gefunden, die Spuren eines fleißigen Studiums zeigte. In einem Buddhistentempel traf ich einen jungen Mönch, der beim Reinigen seiner Göttin der Barmherzigkeit in dem hohlen Körper derselben ein neues Testament Gützlafffscher Übersetzung fand, das über vierzig Jahre lang in der Göttin gelegen hatte. Der Mönch kannte den Inhalt des Buches genau. Alle Litteraten der Umgegend waren begierig, das wunderbare Buch zu lesen, das so lange von der Göttin umschlossen gewesen war.

Es hat jemand gesagt, die Besten und die Schlechtesten aus einem Heidenvolk drängen sich an den Missionar heran. Nun, unter denen, die sich an Gützlaff herandrängten, gab es sehr viele Schelme und Schufte, die die Leichtgläubigkeit des begeisterten Mannes ausnutzten. Er hat bittere Enttäuschungen erfahren. Aber das Urteil, das der englische Geistliche Moncrief am Grabe Gützlaffs aussprach, behält seine Gültigkeit: „Der erst hat ein

Recht, ihn zu beschuldigen, welcher selbst so viel gearbeitet hat wie er, und welcher mit demselben Aufwand eigener Kosten besseres geleistet hat." Mancher unter seinen Bekehrten ist doch treu erfunden und hat seinen Glauben nicht verleugnet, mancher auch derer, die Gützlaff so hart angegriffen, hat selber in jener schweren Zeit der Grundlegung der chinesischen Mission und später „Gützlaffsche Erfahrungen" gemacht. Für den aber, dem treues Gedenken an der wild umbrandeten chinesischen Küste das Denkmal gesetzt hat, gilt das Wort: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."

Vor dreihundert Jahren rief Franz Xavier aus nach vergeblichen Bemühungen in das Land zu dringen: „O Fels, Fels, wann wirst du dich öffnen!" Der uralte Fels öffnete sich endlich. 1847 kamen auf dringende Bitten Gützlaffs die ersten Missionare, von den Baseler und Barmer Missionshäusern gesandt, nach China. Später kamen die Missionare des Chinesischen Vereins und der Berliner Missionsgesellschaft. Die deutsche evangelische Mission kann auf eine fünfzigjährige Missionsarbeit in der südlichsten Provinz Chinas, der Kantonprovinz, zurückschauen. Gegen 6000 Christen sind in feste Gemeinden gesammelt, von denen die meisten der Baseler Mission angehören. Die Berliner Missionsgesellschaft arbeitet 15 Jahre und zählt heute an 800 Christen. Dazu kommen noch eine große Anzahl Christen, die ausgewandert sind und auf den Inseln des Meeres, meistens in Borneo und den Sandwichs-Inseln, ihrem Christennamen Ehre machen. Es lebt ein mächtiger Drang in dem Volk der Hakka-Chinesen, hinauszuziehen in ferne, fremde Länder. Das heimatliche Land vermag die Menschenfülle nicht mehr zu tragen, dazu kommen die ewigen Bedrückungen und Verfolgungen der ihnen feindlich gesinnten Punti-Chinesen. Punti sind die ansässigen Chinesen, Hakka (d. h. Fremdling) sind die aus dem Norden, vielleicht aus den Steppen eingewanderten Völker. — Diese ausgewanderten Christen sind besonders willig, durch reiche Geldsammlungen ihren Eifer an den Tag zu legen, daß das Evangelium in ihrem geliebten Heimatlande ausgebreitet werde. Auch unter ihren heidnischen Landsleuten in der Fremde lassen sie ihr Licht leuchten. Von einem derselben, der zum Glauben gekommen war, hörte ich das schöne Wort: „Die Söhne Jakobs zogen hinab nach

Ägypten, um Brod zu suchen, und fanden ihren Bruder Joseph, ich und viele meiner Landsleute sind in die Fremde gezogen, und wir haben unsern Heiland Jesus gefunden." —

Ende 1896 zählte man in der Kantonprovinz mehr evangelische Christen als zwanzig Jahre früher in ganz China. In ganz China giebt es am Ende unsers Jahrhunderts rund 200000 evangelische Christen.

Zahlen sind immer sehr wenig geeignet, den wahren Erfolg anzuzeigen. Sie stellen nur den augenscheinlichen Erfolg ins Licht, während sie einen Wert in sich schließen, der gar nicht durch Ziffern ausgedrückt werden kann. Jede Missionsstation strahlt in weitem Umkreis ihr Licht aus in heidnisches Dunkel und Finsternis des Götzentums. Christliche Gedanken werden den Nachbarn bekannt und wirken sauerteigartig. Der Vater eines Heidenschülers meiner Missionsschule hatte mit seinem Sohne den lutherischen Katechismus auswendig gelernt und dachte bei aller äußeren Freundlichkeit nicht im entferntesten daran, Christ zu werden. Er verkündigte aber allen seinen Freunden und Verwandten, die ihn besuchten, die neue Lehre und trug so dazu bei, das Evangelium in Kreise zu tragen, die uns Missionaren noch verschlossen waren. Jede größere und kleinere Christengemeinde, die sich allsonntäglich um Gottes Wort sammelt, übt durch ihr bloßes Erscheinen eine stille, energische Wirkung auf das dumpfe, stumpfe Heidentum aus. Es herrscht eine große Bereitwilligkeit unter unsern Christen, Zeugnis abzulegen vor den Heiden. Jeder suchende Heide, der bis jetzt zu mir gekommen ist, war durch irgend ein Wort eines christlichen Geschäftsfreundes oder Nachbarn angeregt worden.

Der Vorwurf, den man den Christen Chinas machte, daß sie „Reischristen" wären, die um äußerer Vorteile willen den christlichen Glauben annähmen, ist längst durch die Thatsache zu nichte gemacht, daß viele willig ihre Hälse dargeboten haben für den Herrn, daß sie willig sich dem Haß ihres ganzen Stammes aussetzten und durch ihr festes, entschiedenes Benehmen tiefen Eindruck auf ihre Clangenossen machten. „Lieber laß ich mir den Kopf abschlagen, als daß ich Christum verleugne," sagte eine schwache Frau, die ich getauft hatte, ihren Peinigern. Einer meiner chinesischen Freunde, ein reicher Apotheker, der zur Puntimissionskirche gehörte, gab mir, als ich ihn um einen kleinen

Beitrag für meine Schule hat, 60 Mark und bestimmte 15000 Mark zum Bau einer evangelischen Kirche in Kanton.

Wo es einmal gelungen ist, im Innern Chinas Missionsstationen anzulegen, und der Missionar nach und nach bekannt wird als ein freundlicher, gerechter Mann, der nicht gekommen ist, die Zahl der Dränger und Bedrücker des Volkes zu mehren, der nicht, wie das alberne Gerede geht, Schätze heben will in den Bergen und Kindern die Augen aussticht, um heilkräftige Medizinen herzustellen, da wächst das Vertrauen zu ihm. Der Heide hört immer wieder die merkwürdige Botschaft von einem gnädigen, barmherzigen Gott, der die Liebe ist, der sich nicht durch reiche Opfer erkaufen läßt, wie die dunklen Götter in den Tempeln mit den starren, finstern Gesichtern, der seinen Sohn in unser Elend sandte, um uns arme, verlorene Menschen zu retten und uns zu Heiligen und Geliebten Gottes und zu Bürgern und Erben in der Stadt zu machen, deren Schöpfer und Baumeister Gott ist. Er hört, — leise öffnet sich ihm die Thür einer neuen Welt, und in sein dunkles Dasein, das so voller Mühe und Not ist, voller Ungerechtigkeit der Menschen und Grauen vor den dunklen Mächten, fällt ein Lichtstrahl der Erquickung und des Trostes.

Ich sehe gar nicht ein, warum Unkenntnis und engherziges Wesen immer recht haben sollte, das da meint, Chinas Missionszeit sei noch nicht gekommen, die Erfolge in China seien minderwertig vor denen in andern Heidenländern. Sprengt nicht Gott vor unsern Augen die uralten Thore Chinas? Die Schläge, die Chinas Erbfeind, das kleine Japan, austeilte, zitterten durch das ganze Land. Sie gaben der chinesischen Eitelkeit einen empfindlichen Stoß. Ein hochgestellter Chinese meinte: „Ich wollte, irgend eine große europäische Macht hätte China eine gute Tracht Prügel gegeben, weil es ohne dieselbe nicht geht. Aber daß das kleine Japan uns so durchpeitschen mußte, ist doch zu demütigend.“ Alte Weissagungen gehen durchs Volk, daß China zerstückelt werden wird. Über den Trümmern der zerstörten heidnischen Weltmacht wird dann das Evangelium seinen siegreichen Einzug halten. Welche tiefen Pläne auch dem Zuge Deutschlands nach Ostasien zu Grunde liegen mögen, so viel ist gewiß, daß wir darin ein Walten Gottes erkennen müssen, der sich erhebt, um seine heilige Mission unter den

Berliner Missionsstation bei Nam-on.

Völkern zu treiben, dessen Plan feststeht, daß das Evangelium verkündigt werden soll aller Kreatur, und der seine Jahrtausende alte Verheißung verwirklicht, daß die Enden der Erde seinem Sohne zum Erbe gegeben werden sollen.

Die Missionsarbeit in China ist ebenso hoffnungsvoll wie die in Afrika, nur ist sie bedeutend schwieriger. Wir stehen in China einem festgefügten Staatsorganismus gegenüber, und an einer solchen Nation ist die missionarische Arbeit mühevoller als an Völkersplittern. Daß der Missionar in Afrika als Weißer ganz anders dasteht als der „rote Teufel" in China, erwähne ich nur nebenbei, und daß das Leben eines Missionars im Innern Chinas — nicht in den Hafenstädten, — ebenso entbehrungsreich und gefahrvoll ist, wie das eines Missionars unter den Stämmen Central-Afrikas, erzähle ich nur denen, die der Meinung sind, die Chinesen hätten dieselbe Civilisation wie die Völker Europas. Die chinesische Civilisation ist aber derart, daß, wenn man den Chinesen kratzt, der rohe Mongole zum Vorschein kommt.

Es hat jemand mit Recht geurteilt, daß, wie die Schmelzpunkte der Metalle verschieden seien, so sei ein großer Unterschied in dem Charakter der Nationen. Der Schmelzpunkt von Blei ist ziemlich niedrig, der von Eisen oder Gold um so höher. So sind einige Völkerrassen aufgeregt, leicht entflammt, leicht beweglich, wie die Japaner, während andere phlegmatisch, genau prüfend und schwer zugänglich sind. Die Chinesen gleichen den letzteren. Sie sind nicht im Sturm zu nehmen. Kein Chinese bekehrt sich im Handumdrehen. Er spricht nicht nach der ersten gehörten Predigt den Wunsch aus, Christ zu werden, aber hat ihn das Wort getroffen, so wird er, wenn auch nach Jahren, wieder auftauchen. Kein entschlossenes, ernstes Zeugnis geht in China verloren, und Zeugnis muß der Missionar ablegen, mag er wollen oder nicht, das Volk zwingt ihn dazu. In den Dschunken, wo man oft tagelang mit den Chinesen im großen Schiffsraum verweilen muß, in den Theehütten an den Landstraßen, wo die durch den Sonnenbrand ermatteten Wanderer sich sammeln, bei Götzenfesten, wo zu Ehren der Götter auf weiter Ebene theatralische Vorstellungen gegeben werden, im Marktgewühl, überall erwartet der Chinese, daß der Missionar ihm die „Lehre" verkündige, und fordert ihn dazu auf. Ein freundliches, geduldiges

Wesen, ein taktvolles Benehmen, eine durch Humor gemilderte Schärfe im Redekampf mit Heiden, Belesenheit in den Klassikern, eine felsenfeste Überzeugung von der Wahrheit dessen, was der Missionar verkündigt, macht auf die heidnischen Zuhörer Eindruck. Nach tagelanger Fahrt in der Dschunke scheidet man von seinen Mitpassagieren unter Versicherungen gegenseitiger Hochachtung, die nicht bloße Redensarten sind. — Man spricht gern von der Seele eines Volkes. Nun, die chinesische Volksseele streckt sich auch nach Licht, Freiheit und Glück und horcht auf bei den Klängen der frohen Botschaft. Wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht, wenn es auch lange dauert. Wir Missionare in China ernten oft, was wir nicht gesäet haben, und säen, was wir nicht ernten werden. Auch über Chinas Millionen ruft der Heiland: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."

Der Chinese ist grundverschieden von dem Japaner. Die Japaner, diese „ehrgeizigen Franzosen Ostasiens", schienen noch vor Schluß dieses Jahrhunderts eine christliche Nation werden zu wollen. Seit dem Kriege mit China, nach der Errichtung der Kolossalstatue Buddhas als Dank des Volkes für den geschenkten Sieg über China, ist ein scharfer Rückschlag zu Gunsten der alten Götter eingetreten. Die Christen verlassen den alten Glaubensgrund und laufen jeder theologischen Neuheit nach, und die Gemeinden zeigen durch ihr ungestümes Verlangen nach einer japanischen Nationalkirche mit einem japanisch gefärbten Christentum und durch ihre Rücksichtslosigkeit, womit sie sich von der Leitung und Führung ihrer Mutterkirche in Amerika und Europa losmachen, die berüchtigte japanische Treulosigkeit und Undankbarkeit. Durch das chinesische Volk geht ein stark konservativer Zug, der sich dem Eindringen des Christentums widersetzt. Das Volk erschließt sich nur langsam einer neuen Idee, hält dieselbe aber fest, sobald es ihre Wahrheit und ihren Nutzen erkannt hat. Eine fünfzigjährige Erfahrung zeigt uns, wie bei der Bildung von Gemeinden dieser konservative Sinn, dieses treue Festhalten unserer Christen uns chinesischen Missionaren einen großen Vorzug vor unseren Brüdern in Japan giebt. Und sollten die Tage kommen, wo sich die heidnische Staatsgewalt in China erhebt, um die christliche Kirche zu erdrücken und zu ersticken, so werden Scharen von Christen

willig sein, für ihren Glauben den Tod zu erleiden, wie sie jetzt willig sind, um ihres Glaubens willen die tausendfachen Bedrückungen und Anfechtungen von seiten ihrer heidnischen Verwandten und Dorfgenossen auf sich zu nehmen.

Eine große Masse bewegt sich nur langsam. Es ist leicht, ein wenig Wasser in einem kleinen Gefäß zum Kochen zu bringen, aber dieselbe Hitze würde die Temperatur in einem großen Maschinenkessel kaum verändern. Die Hitze ist nicht verloren, aber die Wirkung zeigt sich nicht. Ein Eisberg mag seine gewaltigen Wurzeln tief in die arktischen Meere schlagen, aber der Strom treibt. Langsam reißt sich der Koloß in den Tiefen los, Frühlingswärme und Frühlingswasser umspülen ihn, und er löst sich auf in dem großen Ocean. So kann China nicht ewig festgefroren bleiben in den Traditionen seiner Vergangenheit. Der Strom des Christentums bringt heran an die große tote Masse, China genannt, und übt seine langsamen, stetigen Lebenswirkungen aus.

Es ist vielfach die Frage erörtert worden, was China am nötigsten brauche. In einer englischen Missionarsversammlung, der ich beiwohnte, sprach sich ein presbyterianischer Bruder dahin aus: „China bedürfe apostolischer Missionare", während ein etwas cholerischer methodistischer Bruder erklärte, China müsse eine ordentliche Tracht Prügel haben. Ein früherer chinesischer Gesandter an einem europäischen Hofe führte in seinem Buche „Chinas Erwachen" aus, am nötigsten seien Kriegsschiffe und Kanonen, während ein christlicher Chinese, der in Europa Jura studiert hatte, in seiner Schrift eine durchgreifende Reform des Gerichtswesens und der Gefängnisse befürwortete. Als der Reisende Ehlers beim Vizekönig Li-hung-tschang zu Besuch war, kam das Gespräch auch auf die Thätigkeit der Missionare. Ehlers sagte, er schätze und würdige dieselbe z. B. in Ostafrika in den französischen Missionsanstalten, welche aus Wilden durch Erziehung zur Arbeit brauchbare Menschen machen und so gewissermaßen Affen zu Menschen erzögen. Er hege wenig Sympathie für diejenigen Missionare, die in Ländern mit alter Kultur eine schon bestehende Religion durch das Christentum zu verdrängen suchen. Der Vizekönig erklärte sich damit einverstanden und sagte: „Wir sind vollkommen im stande, ohne fremde Hülfe für unser Seelenheil zu sorgen. Was wir aber brauchen können, sind Leute, die nach unserm leiblichen Wohl sehen. Ärzte sind

uns immer willkommen, eure Religion paßt nicht für uns.“ Und doch, nötiger als Kriegsschiffe und Kanonen, als alle Kunst und Wissenschaft, als alle Kulturerzeugnisse des Abendlandes braucht China das Evangelium, das einzige Heilmittel für eine sterbende, verlorene heidnische Welt.

Und dieses Evangelium wird in China verkündigt, und es offenbart an den Heidenherzen seine alte, herrliche Gotteskraft und macht selig alle, die daran glauben. Das Heidentum wird aus seiner Gleichgültigkeit aufgeschreckt und fängt an, sich zu verteidigen und die christlichen Einrichtungen, wie Krankenhäuser, Blindenasyle, Findelhäuser, selbst Predigthallen, wo die Edikte der heiligen Kaiser und die Morallehren des Confucius in Predigten dem Volke erklärt werden, nachzuahmen. Christliche Gedanken dringen ins Volk und wirken bahnbereitend, scheidend, befruchtend. Eines der Themata, welche den Tausenden von Kandidaten der letzten Staatsprüfung in Nan-tschang-fu in der Provinz Kiang-si als Klausurarbeit gegeben worden waren, lautete: „Noah und seine Familie oder die Wiederbevölkerung der Erde nach der Sündflut.“ Als Textbuch war das Alte Testament empfohlen. Infolge hiervon war eine überaus starke Nachfrage nach Bibeln. Dies ist das erstemal in der Geschichte Chinas, daß man bei den Staatsprüfungen von den Studenten eine Kenntnis der Bibel erforderte. — Es giebt zahllose angeregte Heiden, die nicht wagen, den letzten Schritt zu thun, und fern sei es von uns, sie zu verdammen. — Es geht dem chinesischen Reich wie dem alten römischen Reich, mit dem es große Ähnlichkeit hat, vor seinem Verfall. Ein Sehnen nach etwas Besserem geht durch das Volk. Eine von Gott gewirkte heilige Unruhe erwacht in dem Heidentum. Man betet noch die Götzen in alter, lieber Gewohnheit an, man feiert die alten üblichen Geister- und Götterfeste mit dem gewohnten Lärm, in der Nähe der Missionsstationen vielleicht mit noch größerer Pracht und lauterem Schall der Gongs und der Pauken, und doch vernimmt das scharfe, lauschende Ohr des Missionars die leise Klage, die hindurch geht. Mancher Alte seufzt, die Götter sind müde geworden, sie helfen nicht mehr. Man kann sagen, der Missionar hat den Finger auf dem Puls eines heidnischen Volkes und fühlt den Schlag des neuen Lebens, das in die Arterie eingeführt ist.

Eine Provinz nach der anderen wird von der evangelischen Mission in Angriff genommen. Der glaubenseifrige Hudson Taylor sendet seine Boten bis an die westlichen Grenzen Chinas. Der ehrwürdige Dr. Roß von der schottischen Kirche erzählte mir, daß vor dreißig Jahren, als er nach der Mongolei kam und das Werk dort begann, kein evangelischer Christ in der ganzen Mongolei zu finden war, und heute könne er wochenlang reisen und jede Nacht bei Christen zubringen. Als er während des japanischen Krieges mit seinen Missionaren auf Wunsch des Konsuls nach Niu-chwang sich zurückzog, und die Christen nur der Pflege der eingeborenen Helfer überlassen blieben, fand sich, daß nach Beendigung des Krieges, als die Missionare auf ihre Stationen zurückkehrten, nicht nur kein Christ abgefallen war, sondern auf allen Außenstationen zehn, zwanzig und mehr Heiden auf die Taufe warteten, nachdem sie durch trefflichen Unterricht der eingebornen Prediger vorbereitet worden waren.

Als die Kunde von der Ermordung der Missionsarbeiter in der Fu-kien-Provinz nach England gelangte, versammelten sich die Missionsfreunde mit Beten und Flehen vor Gottes Angesicht. Ihm befahlen sie die Sache, zu ihm flehten sie um Bekehrung der Mörder und um Schutz für alle, die draußen in Not und Gefahren arbeiten. Kein Ruf nach Kriegsschiffen ertönte! Der ermordete Missionar Stewart hatte es abgelehnt, mit Waffen sich zu verteidigen. Die Waffen der Ritterschaft der Missionare sind nur geistlicher Art. Ihre einzige Macht ist ihre Vollmacht, die der Herr ihnen gegeben, ihr einziges Schwert ist das Schwert des Geistes, das Wort Gottes. Der einzige große Beweggrund zu aller Mission ist die Ehre des Sohnes Gottes. Der König hat das Hochzeitsmahl nur für seinen Sohn bereitet, wie groß auch seine Gnade sei, die Gäste einzuladen. Aber die Gäste müssen eingeladen werden. Nicht durch Schmeichelei oder Drohung werden die Heiden gewonnen, sondern durch die Offenbarung der Wahrheit an jedes Menschen Gewissen im Angesichte Gottes. Diese Wahrheit, wie sie in der ganzen heiligen Schrift geoffenbart ist, wie sie gepredigt und bezeugt wird durch das Leben und Sterben der Missionare, wie sie getragen wird von der fürbittenden Liebe einer gläubigen Missionsgemeinde — das ist die größte aufbauende Macht, wie unter jedem heidnischen Volk, so auch in China.

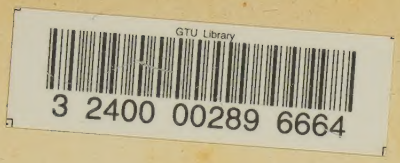
Auch in uns wirken zerstörende und aufbauende Mächte. Mutlosigkeit, Verzagtheit, Weltsinn, Selbstsucht zerstören, aber der Glaube an den Herrn, die Liebe zu ihm, die Hoffnung auf sein Kommen bauen auf. Sie greifen hinüber aus dem stillen Gebetskämmerlein in die ferne Heidenwelt, sie helfen dem einsamen Boten des Herrn ziehen an dem großen Netz, sie lassen die Christenschar, die aus den Heiden gewonnen ist, etwas ahnen von der einen, allgemeinen, christlichen Kirche, so daß der ganze Bau ineinandergefügt, wächset zu einem heiligen Tempel im Herrn.

3 4 98 Druck von Carl Hermann Müller in Berlin, Münzstr. 3.

H. Köpp

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.



GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.